Nelson, Wellington und Gneisenau, die militärischen Hauptgegner Napoleons I.

Von

Julius v. Pflugk-Harttung.

Fortiter, fideliter, feliciter.

(Wahlspruch im Wappen Gneisenau's.)

Die Geschieke der Welt pflegen durch das Schwert entschieden zu werden, doch gesellt sich zum Streite der Waffen der politische und wirtschaftliche Kampf. Letzterer ist uralte, gelangte aber erst in der Neuzeit klar bewusst zur Erscheinung. Zunächst geschah es durch Frankreich unter Colbert (Ludwig XIV.), dann durch England, hier mit der ganzen Wucht seines Volkstums. Die frühe Entwicklung der englischen Industrie, verbunden mit starker Entfaltung des englischen Flotten- und Kolonialwesens hat diesem Inselreiche ein Übergewicht verliehen bis auf unseren Tag. Ihm trat das Frankreich Napoleons I. entgegen. Da es jedoch weder in Waren noch in Schiffen konkurrenzfähig war, so verlegte es den Kampf auf Unterbindung der englischen Ausfuhr durch die Kontinentalsperre. Das misslang: mächtiger als je ging England aus dem Wettbewerbe hervor, so gewaltig, dass Frankreich sich nur sehr allmählich wieder zu erheben vermochte, dem dann Deutschland und Amerika und ganz neuerdings Japan zur Seite traten, freilich alle weit zurückstehend gegen das stolze Albion.

Bei solch' einem Hintergrunde der Ereignisse kann es nicht Wunder nehmen, dass der letzte Entscheidungskampf zwischen Frankreich und seinem leistungsfähigen Nachbarn zur See einer der grossartigsten gewesen, die die Geschichte kennt: grossartig wegen der Charaktere die ihn führten, wegen der Dauer eines Viertel-Jahrhunderts

und wegen des räumlichen Umfanges, den er erhielt. Zermalmend raugen Waffen und Waren miteinander, alle Zwangsmittel und Schrecknisse eines langen Krieges machten sich geltend. Das ganze Festland Europas, Amerika und Asien wurden in die Erbitterung hineingezogen, bis sich aus dem vielgestaltigen Zweikampfe eine Waffenscheidung entwickelte, in die die Erhebung der europäischen Festlandvölker gegen die französische Zwingherrschaft hineinwuchs. Auf seiten Frankreichs stand das grösste Kriegergenie der Neuzeit, aber der Widerstand dagegen zeitigte auch bei den Feinden die höchste Kraftentfaltung und brachte die bedeutendsten und gefährlichsten Männer empor, welche mit Napoleon um den Siegeslorbeer gerungen haben. Es waren: Nelson für die ältere, Wellington und Gneisenau für die spätere Zeit. Und durch die Schlachten, haben diese Meister auch die politische Gestaltung der Neuzeit mitentschieden: den Untergang der französischen Seemacht, den Sturz des Kaiserreichs und damit die Vernichtung des französischen Übergewichtes zu Lande, die Erhebung Preussens zum mehr oder weniger führenden Staate des europäischen Festlandes, die Entwicklung Englands zum Weltreiche.

Vergegenwärtigen wir uns jene drei Heldengestalten der Neuzeit, so begegnen wir höchst verschiedener Eigenart: in Nelson der grössten Genialität, in Wellington dem klügsten und weltgewandtesten, in Gneisenau dem überzeugungstreuesten und lautersten Menschen. Wellington zeigte seine Hauptbedeutung in der Schlacht als Taktiker, Gneisenau war ein mehr strategisch veranlagter Kopf, er war Feldzugsdenker, und Nelson vereinigte beide Fähigkeiten. Es ist, als wenn das Schicksal selbst in der Zahl seinen Willen kundgetan hätte, denn es schuf sich zwei Engländer und einen Preussen als hauptsächliche Werkzeuge, wogegen es die vielen übrigen Feinde Napoleons an Feldherrnbegebung vernachlässigte.

Nelson.

Von den beiden Engländern war Wellington vorwiegend Charakter und Nelson wesentlich Genie, mit allen Kräften und Schwächen eines solchen¹⁾. Jener war das Kind vornehmer Eltern, dieser der Sohn

¹⁾ Ungedrucktes Material findet sich massenhaft in „The Public Record Office“ zu London. Es ist grössteils katalogisirt in: The Public Record Office, Lists and Indexes XVIII, List of Admiralty Records. Vol I. London 1904. Besonders hervorzuheben sind: Admiralty, Secretary, in: Letters; mit Despatches, Correspondence, Letters, List Books, Journals, Minutes. Ferner: Admiralty, Secretary: Out Letters, mit Orders and Instructions, Lords' Letters, Minutes. — Ausserdem kommen in Betracht: The War Office Records, und die Papiere und Korrespon-

eines armen Landpfarres, von schwankender Gesundheit und zumal in jüngeren Jahren oft ans Krankenbett gefesselt. Wenn er sich dennoch zum berühmtesten Seehelden des meerrumrauschten Britanien aufschwang, so zeigt dies durchaus den „self made man“. Trotz seines geistlichen Vaterhauses war Nelson ein geborener Seemann, ganz im Gegensatz zu fast allen seinen französischen und spanischen Gegnern, denen er später die Stirne bieten sollte. Das Meer war sein Element, da fühlte er sich leicht und frei und tatenfroh. Das Brausen des Sturmes, die Wut der Wogen wurden ihm die Lehrmeister wider den Feind. Dem Meere verdankte er alles. Schon mit 12 Jahren ging er zu Schiff, sah Westindien und Ostindien, das Eismeer des Nordens und die Glutküste von Honduras. Mit 20 Jahren erhielt er die Führung eines Kriegsschiffs als Post-Kapitain, bis Kränklichkeit für kurze Zeit seine Laufbahn unterbrach.

Von Angesicht war Nelson unschön: verschwommene Züge, eine bedeutende Stirn und darunter starke aber nicht scharf gezeichnete Augenbrauen mit klugen, gutmütigen Augen, die in der Erregung flammten, wie die eines Tigers; die Nase lang, fleischig und stark vorspringend, der Mund gross mit hängender Unterlippe. Das Gesicht als Ganzes deutet auf: Klugheit, Unternehmungskraft, Vielseitigkeit und Sinnlichkeit, es fehlen aber die festen Linien, welche den Charakterkopf zu kennzeichnen pflegen. Nelsons Schrift stimmt merkwürdig hierzu: sie ist klar, steil, nicht leicht, unschön, unruhig, man möchte sagen etwas nervös, sensibel.

Nelson besass viel Gemüt, und neigte wie alle so beanlangten Menschen bisweilen zur Schwermut. Ein warmherziger Freund, ehrlich

denz Nelsons im British Museum. Das französische Material wird aufbewahrt im Marinearchive und im Kriegsarchive zu Paris. Sonstiges ist nebensächlich, höchstens die spanische Berichterstattung, namentlich wegen Trafalgar heranzuziehen. — Von Dokumentensammlungen sind zu nennen: *Copies of Original Letters . . . intercepted by the Fleet under . . . Lord Nelson*. 2 vols. London 1799; Jackson, *Logs of the Gead Sea Fights*, Navy Records Society. London 1899; *Naval Chronicle* 40 vols. London 1799—1818; Nicolas, *Dispatches and Letters of Vice-Admiral Lord Nelson*. 7 vols. London 1844—46. — Pettigrew, *Memoirs of the Life of Lord Nelson* 2. ed. 2. vols. London 1838; Clarke and Mc. Arthnr, *Life of Admiral Lord Nelson*. 2 ed. edn. 3 vols. London 1840. Loughthon, *Nelson and his Companions in arm*. London 1896; Mahan, *The Life of Nelson*. 2 vols. London 1897, 2 nd. edn. 1899; Jeaffreson, *Lady Hamilton and Lord Nelson*. London 1897; Parsons, *Nelsonian Reminiscences*, London 1843; James, *The Naval History of Great Britain*. 6 vols. London 1886; Marshall, *Royal Naval Biography*. 12 vols. London 1823—35; Pflugk-Harttung, *Napoleon I. Bd. I. S. 264—288, 499—529*; — Wegen der Bibliographie vergl. Loughthon l. c. 335—351; *Cambridge Modern History* VIII. 834—836; IX. 816—823.

und einfach, bewahrte er sich trotz Ruhm, Würden und Volkstümlichkeit die Seele eines Kindes. Reich, fast zu reich begabt, war sein Wesen deshalb nicht abgeschlossen, sondern schillerte und wechselte in allerlei Farben von heroischer Grösse bis zur Haltlosigkeit.

Der Erfolg und das Gefühl der Überlegenheit steigerten sein Selbstvertrauen, welches hie und da in Eitelkeit und Leichtsinnsarten konnte. Seinem Bruder sagte er einmal: „Wenn Ansehen und Ehre im Dienste wünschenswert sind, so besitze ich meinen vollen Teil daran. Nie habe ich eine Gelegenheit verabsäumt, um mich auszuzeichnen, nicht blos durch Tapferkeit sondern auch durch Geist, denn von den vielen Plänen, welche ich vorgelegt habe, ist nicht einer fehlgeschlagen“. Dem Herzoge von Clarence äusserte er: „Es hat Gott gefallen, mir in diesem Kriege öfters Gelegenheit zu geben, mich als vertrauenswerten Offizier zu erweisen, aber zugleich auch, alle meine Unternehmungen in höchstem Masse glücklich zu wenden. Ich habe das Glück gehabt, nicht blos in meiner unmittelbaren Umgebung bemerkt zu werden, sondern nicht minder wiederholt die Billigung des Ministeriums für mein Verhalten zu erlangen. In meinem Urtheile habe ich mich bisher nie geirrt“. Eitelkeit war es doch auch wohl, die ihn veranlasste, im Dienste, selbst auf dem Admiralsschiffe, wo jedermann ihn kannte, stets eine Uniform zu tragen, in der sich gross seine Orden eingestickt fanden. Dies ist ihm verhängnisvoll geworden, denn bei Trafalgar, wo das Admiralsschiff „Victory“ Bord an Bord neben dem tapferen französischen „Redoutable“ lag, erspähte ihn ein feindlicher Scharfschütze aus dem Mastkorbe, zielte und traf ihn von oben durch's Epaulette.

Dr. Leonard Gillespie, der Generalarzt der Flotte, der täglich mit Nelson zusammenkam, sagt von ihm¹⁾: „Nelsons ungezwungenes Benehmen, seine Erhabenheit über äussere Formalitäten und Pomp, konnte nur durch den umsichtigen und zähen Fleiss übertroffen werden, mit dem er die Flotte führte. Er war leutselig und aufmerksam gegen jedermann, ass wenig und trank mässig. Sein Geist war von so bewundernswerter Rastlosigkeit, dass er kaum der Ruhe bedurfte und selten zwei Stunden hintereinander schlief. Bisweilen blieb er die ganze Nacht auf Deck. Er nahm dann keine Rücksicht auf das Wetter, sondern trug nur einen dünnen Umschlagmantel²⁾. Wenn seine Kleider nass waren, weigerte er sich oft, sie zu wechseln, weil er meinte, seine lederne Weste schütze ihn genug. Für gewöhnlich trug er keine

¹⁾ Laughton, Nelson Memorial 259.

²⁾ Es handelt sich um Aufenthalt auf dem mittelländischen Meere.

Stiefel und bekam deshalb leicht nasse Füsse. Dann begab er sich gern in seine Kajüte, zog die Schuhe aus und ging in Strümpfen auf der Fussdecke hin und her, um die Füsse zu trocknen. Er tat dies lieber, als dass er seine Diener beim Anziehen frischer Strümpe bemühte, was er selber nicht gut konnte, weil er nur eine Hand hatte*.

Uns erscheint die Bemerkung des Arztes über Nelsons geringes Schlafbedürfnis von Bedeutung. Der Admiral war damals ein Mann in den vierziger Jahren; in diesem Alter braucht der Körper eines gesunden Menschen noch reichlich 6 Stunden Schlaf, da Nelson diesen nicht, oder nur mit Unterbrechungen fand, so war er nicht gesund im gewöhnlichen Sinne, sondern litt augenscheinlich an Schlaflosigkeit. Auch die Empfindlichkeit der Füsse deutet hierauf und ebenso wiederholtes Krankenlager. Nelson hatte mithin schwache Nerven, die sich allein schon aus seinen schweren Verwundungen und deren langwieriger Heilung erklären würden, zumal er auch am Kopfe getroffen ist. Demnach war Nelson etwas Neurastheniker, was durch den laufenden gesunden Dienst, durchweg gute Ernährung und frische Seeluft zwar gemildert wurde, aber doch das Schillernde, bisweilen Unbestimmte seines Wesens erklärt: einen leidenschaftlichen, entschlossenen Unternehmungsgeist neben Willenschwäche. So haben wir Anwandlungen von Grössengefühl und dann wieder eine tiefe, bisweilen zu weitgehende Bescheidenheit, die Fähigkeit des Selbstvergessens in der grossen Tat, wie in fast unterwürfiger Liebe. Das was man „Charakter“ nennt, bedarf fester Nerven, und die besass Nelson nicht.

Seiner Anlage nach, war er durchaus eine vorstürmende Natur von unersättlicher Schaffensfreude, hier seinem grossen Gegner Napoleon nahe verwandt. Er kannte keine Schwierigkeit, sondern nur den Erfolg, und zwar den durch die Tat, durch die mannhafte Leistung. In der Arbeit fand er seine Befriedigung, und an sich selber stellte er die höchsten Forderungen, während er über andere gern milde urteilte. Einmal äusserte er: „Wenn zehn Schiffe genommen sind, und eines entkommt, dessen man habhaft werden konnte, so ist die Sache nicht gut gemacht“. In gleicher Weise zierte ihn der Mut der Verantwortung und persönliche Tapferkeit. Letztere hat bewirkt, dass er als Krüppel durchs Leben ging. Bei der Belagerung von Calvi verlor er ein Auge, im Hafen von Santa Cruz büsste er den rechten Arm ein, bei Abukir wurde er an der Stirn verwundet und bei Trafalgar fand ihn die Todeskugel. War Wellington langsam von Entschluss, so umgekehrt Nelson schnell im Urteil, schnell in der Tat. Diese Eigenschaften hätten zu Tollkühnheit und Unglück geführt, wenn sie nicht durch eine verblüffende Geistesgegenwart, durch eine blitz-

artig arbeitende Denkkraft getragen wären, die in Sekunden enthüllte, was andere in Jahren nicht erforschten. Sofort, ohne Vorbereitung zeigte ihm sein Genius nachtwandlerisch das Richtige, und das Erkannte gestaltete sich alsbald zur entschlossenen Tat. Bei dem Baltischen Unternehmen urteilte er: „Geht durch den Sand oder durch den Belt, oder sonstwo, nur verliert keinen Augenblick“. Das war die Grundstimmung seiner Seele.

Ein guter Beobachter hat von Nelson gesagt: „Er sah die Hindernisse mit dem Auge eines Seemanns, der zum Angriff entschlossen ist.“ Und diese Eigenart zeigte sich verbunden mit ausgesprochenem Gefühle für Britanniens Nutzen und Ehre, mit einem wahren Instinkte für Englands Weltstellung zur See. Als Brite und Seemann fühlte er sich tief durchdrungen von dem Minderwerte aller übrigen Flotten; deren Schiffe zählte er nicht, sondern sie verliehen ihm nur einen Mut ohne Grenzen, eine geradezu fatalistische Meinung von Englands Siegerkraft. Einmal äusserte er: „Zu Hause wissen sie nicht, dass diese Flotte im Stande ist alles und jedes zu leisten“; ein andermal meinte er: „Die Flotten Englands sind im Stande der Welt in Waffen zu begegnen“. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: „Gott sei Dank, ich habe meine Pflicht getan“ und „Gott und mein Vaterland“. Nun war ein Seeunternehmen damals noch weit schwieriger wie heute, weil es sich um schwerfällige Segelschiffe handelte, welche abhingen von Wind, Wetter und Meer. Es musste also stets ein ineinandergreifendes Denken stattfinden: welche Schwächen bietet der Feind, welche Bedingungen gewähren Wind und Strömung, wie wird das eine gegen und durch das andere benutzt. Bezeichnend hiefür sind die schlichten Sätze, welche Nelson an Lord Howe über Abukir schrieb: „Der Wind wehte längs der Linie des Feindes, indem ich sein Vordertreffen und sein Zentrum angriff, war ich im Stande soviel Übermacht als ich wollte, auf einige wenige Schiffe zu werfen. Meine Freunde begriffen diesen Plan sofort durch Signale“. Man beachte, wie er die Kapitäne der Flotte seine Freunde nennt. Nicht kalt und vornehm hielt er sie von sich fern, sondern umgekehrt, er gewann ihre Zuneigung und Verehrung durch persönliche Liebenswürdigkeit, welche durch geistige Bedeutung geadelt wurde, und kettete sie an sich durch die Macht seiner Persönlichkeit, durch die Kraft seines Geistes. Als Admiral verstand er, sie durch häufige Beratungen ganz in seine Absichten und Pläne einzuweihen, sie gewissermassen in seinem Sinne denken zu machen; er wusste ihnen den Instinkt gemeinsamen Zusammenwirkens, einer sicheren Findigkeit einzuflössen, wenn die Oberleitung in der Schlacht versagte, wusste ihr Verständnis und ihre Leistungskraft aufs höchste

zu steigern. Wie kein zweiter umwob er sie alle mit dem geheimnisvollen Bande der Kameradschaft, machte er sie zu einer „Brüderschaar“ (the band of brothers). Und diese übertrug er bis zu gewissem Grade auf die Mannschaft, für deren körperliches und geistiges Wohlergehen er im weitesten Sinne sorgte. Der bereits genannte Dr. Gillespie berichtet¹⁾, der Gesundheitsstand auf der Mittelmeerflotte sei ausgezeichnet (extremely good), wohl unerreicht von irgend einer Flotte auf fremder Station, und das komme durch die Aufmerksamkeit, welche Nelson dem Verpflegswesen widme, mehr fast noch, dass er die Mannschaft mit Heiterkeit erfülle durch Musik, Tanz und theatralische Vorstellungen. Für diese Gewährung verlangte er im gegebenen Augenblicke die schwerste, die hingebendste Tat. Er übereilte nicht, sondern bereitete gern reiflich vor: in der Ausführung dann aber kein Zögern! Man sieht, wie die Gesamtheit der Umstände dem Admiral ermöglichte, so bestürzend schnell, so aus einem Gusse zu handeln.

Sein auf das Grosse gerichteter Sinn und seine übersprudelnde geistige Regsamkeit bewirkten einen gewissen Minderwert in den kleinen, laufenden Dingen. Gamaschendienst lag seinem genialen Wesen völlig fern. Ja, es muss fraglich erscheinen, ob er ein einzelnes Schiff immer gut gesteuert hätte. Er war mehr Admiral als Kapitän, und zeigt hier einen starken Gegensatz zu Wellington, der seine Augen überall hatte, bis hinab zu den Knöpfen des Grenadiers.

Als Pfarrerssohn, als Seemann und als Engländer war Nelson religiös, sogar voll tiefen Gottvertrauens, hier völlig von seinem Gegner Napoleon verschieden, dem er aber um so mehr als Befehlshaber geistesverwandt erscheint. Auch Nelson erwies sich gleich bedeutend als Stratege, wie als Taktiker, wenngleich in letzterer Eigenschaft doch wohl sein Schwergewicht liegt. Er besass einen weiten, klaren strategischen Blick, ein scharfes Auge sofort die Verhältnisse zu übersehen, ein instinktives Tastgefühl für die Absichten und Schwächen des Gegners, die Kraft eigene Pläne zu entwerfen und auszuführen, ja ihm kamen neue Gedanken in geradezu unerschöpflicher Fülle. Kein Misserfolg schlug ihn nieder, im Gegenteile, je mehr ihrer waren, desto gewaltiger steigerten sie seine Leistungskraft; es war fast, wie wenn er dem toten Holz seiner Schiffe und dem kalten Erz seiner Geschütze Leben einflösste, um mitzuarbeiten nach dem gemeinsamen Ziele, um mitzuerstreiten den entscheidenden Sieg. Während die übrigen englischen Admiräle das System der vollständigen Hafenblockade verfolgten, und dies namentlich vor Brest mit bulldoggenzäher nie er-

¹⁾ Laughton p. 258.

lahmender Wachsamkeit durchführten, verfolgte Nelson einen anderen Gedanken; nämlich: den Feind aus dem bergenden Hafen herauszulassen, um ihn draussen zu packen und zu vernichten. Diese Art von Strategie bot die Möglichkeit des blendenden Erfolges, aber den Nachteil, dass der Feind entslüpfen konnte, bevor er sich erspähen liess. War das geschehen, so stürmte Nelson auf der Suche einher mit verzehrender Energie, wie der Bluthund auf der Spur, aber die Spur war das weite, ewig wogende Meer. Zweimal sind ihm die Franzosen aus Toulon entwichen, jedesmal bereiteten sie ihm eine nervenzerrüttende Jagd, aber das Ende waren die entscheidendsten Siege der Neuzeit: der von Abukir und der von Trafalgar.

In diesen beiden Schlachten zeigte sich Nelsons taktisches Genie mit zwingender Gewalt. Wir wollen sie deshalb kurz betrachten¹⁾. Als Bonaparte 1798 Alexandrien erstürmt und sein Heer nach Kairo geführt hatte, glaubte der französische Admiral seine Flotte am besten zu sichern, wenn er die Linienschiffe in der Bai von Abukir, in so seichtem Wasser längs der Küste hintereinander vertauen liesse, dass sie rückwärts, dem Lande zu, nicht umfahren werden könnten, während nach der Seeseite hin ihre Kampfkraft erhöht würde. Das ganze verstärkte er durch Besetzung der nahen Insel Abukir durch eine Batterie.

Inzwischen hatte Nelson die Franzosen überall auf dem Mittelmeere gesucht. Der Zufall wollte, dass er zwar richtig Alexandrien als Ziel des feindlichen Unternehmens gewittert, er selbst es aber früher als Bonaparte erreicht und deshalb den Hafen leer gefunden hatte. Als er zum zweiten Male kam, da sah er auf den Festungswerken die Trikolore, aber die Flotte fand er nicht. So wurde tastend an der Küste beobachtet, bis plötzlich nachmittags das leitende Schiff das heissersehnte Signal gibt: „Französische Flotte voraus in Sicht, 16 Schiffe“. Nelson eilt herbei; da sieht er den Feind, in einer scheinbar unangreifbaren Stellung, er kennt das Fahrwasser nicht, sicher ist es gefährlich, und schon sinkt die Sonne, ein Kampf wird also bei Nacht erfolgen müssen in völlig fremder Gegend, nahe dem Ufer. Aber der Brite zaudert keinen Augenblick, er lotet mit seinen erfahrenen Kommandanten durch die Untiefen, bildet Schlachtlinie und stürzt sich auf den Feind. Fünf englische Schiffe biegen scharf um die feindliche Aufstellung herum, segeln in das seichte Wasser und legen sich auf die Binnenseite der Franzosen, während fünf andere sie von aussen her fassen, aber nicht die Gesamtflotte, sondern nur ihren vorderen

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz in der „Flotte“ 1903 Heft 10, 11.

Teil bis zur Mitte. Diese unerhört kühne Bewegung vollzieht sich bei untergehender Sonne und überrascht die Franzosen vollständig. Zwei englische Schiffe beschossen durchweg ein französisches, ohne dass ihm von den weiter rückwärts verankerten Hilfe gebracht werden kann. Das Schicksal der Franzosen ist besiegelt. Als der Morgen grauet, haben sie 11 Linienschiffe mit 3500 Mann verloren, haben sie die vernichtendste Seeniederlage der neueren Zeit erlitten.

In ähnlicher Weise erging es 1805 bei Trafalgar; auch hier verstand Nelson seine Minderheit geschickt zur tatsächlichen Übermacht umzuwandeln. Die französisch-spanische Flotte befand sich in Cadix, Nelson lag davor, sie in seiner Weise beobachtend. Da verliess Admiral Villeneuve den schützenden Hafen, schnell bemerkt und bald ereilt. Am 21. Oktober bei Tagesanbruch befanden sich die beiden Flotten unfern von Kap Trafalgar in Sicht. Der englische Admiral führte 27 Linienschiffe, die Verbündeten zählten deren 33, teilweise freilich minderwertige. Hinter einander her, in Kiellinie fahrend, kamen sie durch ein ungeschicktes Manoeuvre etwas auseinander; Nelson teilte seine Flotte in zwei Reihen, die geradeswegs von seitwärts auf den Feind stossen sollten, um dessen Linie vor und hinter der Mitte zu durchbrechen, sie in drei Teile zu reissen, und Mitte und Nachhut zu vernichten, ehe die Vorhut herbei kommen könnte. So hat sich denn auch die Schlacht vollzogen. Die unerwartete Angriffsart sprengte die Feinde auseinander, in fruchtbarem Kampfe Schiff gegen Schiff, oft zwei und drei gegen eines, wurde Mitte und Nachhut vernichtet, trotz heldenhaftester Gegenwehr. In etwas über 5 Stunden war Abukir übertroffen: 17 verbündete Schiffe waren genommen und 7000 Mann verloren.

Die Schlacht bei Trafalgar ist entscheidend geworden bis auf den heutigen Tag und sie wird es wahrscheinlich noch lange bleiben. Der Untergang der letzten wettbewerbenden Flotte machte England meerbherrschend und ermöglichte ihm ein Weltreich zu schaffen. So wurde Nelson durch seine Siege und deren Ergebnisse der Begründer der grössten Kolonial- und Seemacht, welche die Geschichte kennt. Freilich darf eines nicht unterschätzt werden, was die Begleiterscheinung des Vermögens sein muss, wenn es sich zur Grösse entfalten soll: das Glück. Es war ein Glück für Nelson, dass er in Material, Mannschaft und Offizieren das Beste zur Verfügung hatte, es war ein Glück, dass die französische Flotte der englischen nachstand, und noch weit mehr die spanische, es war schliesslich ein Glück, dass er an beiden entscheidenden Tagen eine völlig minderwertige, verzagte, fast kopflose Führung sich gegenüber fand.

Unmittelbar vor dem Ereignisse, das das Schicksal der Welt bestimmt hat, beugte Nelson sich in seiner stillen Kajüte vor dem der die Schlachten lenkt und verzeichnete auf den Knien liegend folgende Worte in sein Tagebuch: „Möge der Grosse Gott, den ich verehere, meinem Lande und dem Wohle Europas einen grossen und ruhmvollen Sieg verleihen, möge kein Missverhalten ihn irgend beflecken, und möge Menschlichkeit nach dem Siege der vorwiegende Zug in der Britischen Flotte sein. Ich für meine Person lege mein Leben in dessen Hände, der es schuf, möge Sein Segen verklären die Bemühungen meinem Vaterlande treu zu dienen. Ihm weihe ich mich und der gerechten Sache, welche wir anvertraut ist. Amen. Amen. Amen.“

Durchweht hier alles eine gewaltige Vaterlandsliebe, so zeigt ein kurz vorher geschriebener Brief ein anderes Bild. Am 25. September übermittelte er Lady Hamilton, der Dame seines Herzens: „Ich muss rasch wieder zur Flotte, denn es würde meinen Kummer nur vergrössern, wenn ich sähe, dass jemand anders den Mannschaften die letzten Anweisungen gäbe . . . Meine teure Emma sollte wissen, dass sie nicht einmal annehmen darf, dass ihr Nelson sie auch nur einen Augenblick vernachlässigt oder vergisst. Nein, nein, ich schwöre Dir, dass Du immer dort bist, wo ich bin“. Diese Frau hat dem Manne der Glut tiefe Schlagschatten beigeseilt. Dieselbe Genialität, dieselbe Kindlichkeit, welche Nelsons Stärke waren, bildeten auch seine Schwäche. Seiner lohenden Leidenschaft fehlte der feste Halt, fehlte die Stätigkeit, die Selbstbeherrschung wir möchten sagen: die Beschränktheit eines abgeschlossenen Charakters. Hochgradig sinnlich, wie er war, wollte sein Verhängnis, dass er mit Lady Hamilton zusammentraf, einer jener Damen, wie sie sonst in Frankreich Karriere zu machen pflegen. Durch Schönheit, Anmut und geistige Begabung hatte sie sich vom armen Mädchen zur Gemahlin des englischen Gesandten in Neapel und zur Freundin der neapolitanischen Königin empor geschwungen. Sie war von Hand zu Hand gegangen, hatte mehrere natürliche Kinder, und dachte nicht daran ihrem weit älteren Gatten die eheliche Treue zu wahren. So sah sie Nelson, eine in ihrer Art geniale Natur, und in der Genialität haben beide sich liebend gefunden. Der sturm- und schlachtenfeste Seeheld ist dem Zauber der berückenden Halbweltlerin erlegen, so vollständig, wie es ein Mann nicht darf, am wenigsten, wenn er vor dem Feinde steht. Für Nelson war Lady Hamilton die gestaltgewordene Liebe, der er unrettbar und unwandelbar verfallen war; für die Lady bedeutete Nelson innerlich kaum mehr, als einer ihrer zahlreichen Verehrer, freilich als derjenige, der ihr durch Ruhm, Stellung und Unterwürfigkeit mehr als ein anderer gewährte. Der Einfluss der eigen-

nützigen, gefallsüchtigen Frau auf Nelson ist kein günstiger gewesen, vor allem steigerte sie seine ehrliche, kindliche Eitelkeit und zog ihn ab von seiner hohen Aufgabe.

Während der Führer der englischen Flotte am lockenden Gestade des Südens in weichen wollüstigen Armen sich und seiner Pflicht vergass, erschien unerwartet der französische Admiral Bruix im Mittelmeere mit einer starken Flotte. Wäre er ein Nelson gewesen, so würde er den Liebestrunkenen geradeswegs aufgesucht, ihn völlig überrascht und voraussichtlich vernichtet haben. Aber er war einer der napoleonischen Dutzendadmiräle: er steuerte nach Toulon und von Toulon wieder nach Brest, froh den Engländern entgangen zu sein.

Nicht blos Verdienst entscheidet das Schicksal der Menschen, sondern nicht minder: das Glück.

Wellington.

Durchaus anders geartet als der Sieger von Abukir und Trafalgar, war der von Torres Vedras, Salamanka und Belle Alliance¹⁾. Wellington, der Sohn des Grafen von Mornington, hatte die vornehme Schule zu Eton und die Militärschule in Angers besucht; er trat als Fähnrich in die englische Armee, kaufte sich eine Oberstleutnantstelle, wurde Generalmajor, Gouverneur und Staatssekretär. In diesem äusseren Verlaufe seiner Anfänge spiegelt sich das Wesen des unvergleichlich gefeierten Mannes: Er war ein Aristokrat vom Wirbel bis zur Sohle, von aristokratischen Gesichtszügen, aristokratischer Denk- und Empfindungsweise, vornehm in Haltung und Gehaben, ein Grandseigneur, ein englischer Gentleman. Alles erschien bei ihm geregelt, alles korrekt, alles im Einklange.

¹⁾ Die Archivalien betreffend Wellington befinden sich in der Record Office zu London: Military dispatches u. a.; in British Foreign Office Records; im British Museum, zumal in Waterloo Letters (Siborne collection) und in dem Wellingtonschen Familienarchive zu Aspley House. — Das Material ist in umfassender Weise gedruckt in: Dispatches, Field Marshal the Duke of Wellington. ed. by. Gurwood. 8 vols. London 1844—47; und Supplementary Dispatches, Correspondence and Memoranda, ed. by. Gurwood. 15 vols. London 1858—72. Trotz dieser grossen Publikation findet sich noch viel Ungedrucktes. Siborne, Waterloo Letters. London 1891. Leider grossen Theils verkürzt. — Maxwell, Life of Wellington. 2 vols. London 1899, ferner: Gleigh, Tucker, Hooper, Büdinger u. a. Dazu die Spezialwerke über den spanischen Krieg und den Feldzug von 1815, unter denen wir nur hervorheben: Oman, History of the Peninsular War, 2 vols. Oxford 1902—04; Houssaye, 1815. 3 vols. Paris 1905; v. Pflugk-Harttung, Vorgeschichte der Schlacht bei Belle Alliance, Berlin 1903. — Wegen weiterer Werke vgl. die Bibliographie in: The Cambridge Modern History IX, 851—853; 876—877; auch der Wiener Kongress ist heranzuziehen, ebendort 869—875.

Als er seinen ruhmreichen Feldzug in Spanien führte, stand er im besten Mannesalter, in der ersten Hälfte der vierziger Jahre¹⁾. Er war mittelgross, mager und sehnig, die Brust gewölbt, Arme. Hände und Gesicht lang, die Nase kühn vorspringend und gebogen, die Augen grau, durchdringend und kalt, die Brauen freigeschwungen, die Stirn mehr breit als hoch, die Haare gekürzt, der Mund klein mit stark ausgebildeter Unterlippe, das Kinn etwas heraustretend. Der ganze obere Teil des Kopfes bis zu den Nasenflügeln zeigte Entschlossenheit und Willenskraft, wogegen der untere etwas wohlbehäbiges hatte. Sein Körper erwies sich gesund, abgehärtet, in höchstem Masse widerstandsfähig, seine Nerven waren eisern. Im Benehmen gewöhnlich ruhig, abweisend und herrisch, konnte er auch gnädig herablassend und zeitweise, zumal während einer Schlacht ungemein rasch und elastisch in den Bewegungen werden. Bei schwerem Misserfolge erschien er wohl bleich, aber völlig gesammelt, im höchsten Erfolge, wie bei Salamca, wird er geschildert: seine Augen waren scharf und beobachtend, seine Stimme ruhig, fast sanft. Auf dem Schlachtfelde von Belle Alliance begrüßte er Blücher herzlich aber ohne sonderliche Bewegung.

Wellington war ein Meister im Be- und Ausnutzen der Zeit, seine Mahlzeiten waren kurz und einfach, seine Bedürfnisse gering, seine Schlafenszeit knapp und, wenn nötig, nach den Umständen bemessen, er reiste mit geringstem Gepäck und blieb schier unermüdlich im Sattel, wie in der Schreibstube. Allem äusseren Prunke abgeneigt, trug er nur selten volle Uniform, sondern gewöhnlich einen kurzen blauen Rock, einen noch kürzeren blauen Mantel, Lederhosen und halbhohle Stiefel. Seinen glatten, niedrigen Klapphut überragte keine Feder, sie zeigte aber die schwarze englische Kokarde und darauf ganz klein, etwa einen Zoll im Durchmesser, die von Spanien und Portugal und 1815 dazu noch die niederländische, zum Zeichen seiner Feldmarschallwürde in allen diesen Staaten. Das ganze war ebenso praktisch als nüchtern, fast freudlos, in keiner Weise augenfällig, wie Nelsons Auftreten oder das der französischen Marschälle. Ja nicht selten ritt er in Zivilkleidung umher mit grauer Hose. Auch bei seinen Untergebenen achtete er nicht auf Kleidung, dies ging so weit, dass General Picton die Schlacht bei Quatre Bras in einem grossen Zivilhut focht. So machte Wellingtons Hauptquartier nicht den geringsten äusseren Eindruck; es bestand aus einer kleinen Anzahl Männer in blauen

¹⁾ Die beste und vorurteilsloseste Würdigung Wellingtons bietet Oman, *Peninsular war* I, 114—122, II 294—311.

Röcken, dunklen Kragen und niedrigen aufgeklappten Hüten. Dazu einige Dragonerordonnanzten, ohne die Leibeskorte, welche sonst den Oberbefehlshaber zu begleiten pflegte.

Unmittelbar vor seiner Abreise 1808 nach Spanien äusserte Wellington: „Die Franzosen sind ausgezeichnete Soldaten und besitzen eine neue Strategie, mit der sie alle Heere Europas niedergeworfen haben. Sie mögen auch mich überwältigen, aber ich glaube nicht, dass sie mich ausmanövrieren werden, den 1. habe ich keine Angst vor ihnen, wie alle Welt sonst zu haben scheint, und 2. halte ich ihre Kampfweise für falsch festgefügt gegenüber. Ich glaube fast, alle Festlandarmeen sind halb schon vor Beginn der Schlacht geschlagen gewesen“¹⁾. Das Bekenntnis vollständiger Furchtlosigkeit bildete eine wichtige Bürgschaft für den Erfolg; Wellingtons Denk- und Empfindungsweise deckte sich hier mit der Blüchers und Gneisenaus.

Unfraglich ist Wellington einer der klügsten, unerschrockensten und willensstärksten Männer seiner Zeit gewesen, gleich begabt als Staatsmann, als Heerführer und in der Behandlung von Menschen, aber nirgends war er eigentlich genial. Er hatte einen ungemein klaren und praktischen Verstand, ein gutes Gedächtnis, war vorsichtig, weitzblickend, voll Selbstbeherrschung, und von vielseitigster und unermüdlicher Arbeitskraft. Vor keiner Schwierigkeit und keiner Mühe schreckte er zurück, wenn er sie als Notwendigkeit erkannt hatte, und mit eisernem Fleisse führte er sie zu Ende. Von geringem Temperament, ohne Schwung, Poesie und Leidenschaft, ausser der zu herrschen, besass er zugleich wenig Gemüt und Schönheitssinn, suchte er wenig Freude und Lebensgenuss. Ehrenhaft in Wort und Tat, blieb er erhaben über Tadel und Lob. Genau wusste er, was er wollte, was er konnte; wie ein gewiegter Kaufmann berechnete er nüchtern und vorurteilslos jedes Für und Wider und damit die Aussichten auf Erfolg. Während Napoleon gern von seinem Stern sprach, kannte Wellington nicht das Wort Glück, sondern nur Pflicht und Verdienst.

Gern bereitete er alles möglichst von langer Hand vor, und nur schwer war er zu überraschen. Nichts vermochte ihn zu blenden oder aus der Fassung zu bringen; sein durchdringendes Auge erkannte jede Umhüllung und jede Verstellung. An sich dachte Wellington schnell und sicher, aber jene Neigung zum weitschauenden Berechnen, liess ihn bisweilen langsam im Entschlusse erscheinen. War dieser aber einmal gefasst, dann blieb er ebenso unerschütterlich im Handeln, wie geduldig im Abwarten. Wellington verstand zu warten, richtig

¹⁾ Croker, Diary and Correspondence I, 13.

abzuwarten, wie kaum ein Zweiter, um erst anzugreifen, wenn der rechte Augenblick gekommen war. In der Geduld erwies er sich seinem genialen, zur Tat drängenden Gegner Napoleon weit überlegen, und er tadelte ihn auch bewusst, dass er nicht zu warten verstehe. Erzherzog Karl hat den Briten den „grossen Zauderer genannt“.

Sachkundig ohne Kleinlichkeit, allem Zopfigen und Pedantischen abhold, verbindlich in den Formen und gewohnt zu herrschen, verfehlte er fast nie, selbst auf den Gegner Eindruck zu machen, denjenigen zu gewinnen, den er gewinnen wollte, oder ihm doch Hochachtung abzunötigen. Die Kunst der vornehmen, bisweilen rücksichtslosen Menschenbehandlung ist ein Hauptschlüssel für seine Erfolge und seinen weitreichenden Einfluss. Wie selbstverständlich machte der stolze, herablassende Herzog sich die weitesten Kreise dienstbar. Nach oben hin war er verbindlich gewinnend, gefällig, vermied er anzustossen, ohne darum sein Ich zu verleugnen, nach unten hin wirkte er durch bestimmten Befehl und durch Furcht. Überzeugt von seinem Werte und Können fühlte er sich auf dem glatten Parquette des Hofes ebenso heimisch, wie am grünen Konferenztische, im Parlamentssaale und auf dem Schlachtfelde. Im Ganzen bevorzugte er den Umgang mit Diplomaten, Parlamentariern und Hofleuten, und liebte gewinnendes, elegantes Benehmen, zumal wenn es sich im Gewande selbstbewusster Unterwürfigkeit zeigte.

Dabei war und blieb er Stockengländer und hartgesottener Tory-Mann. Sein Ehrgeiz war Englands Nutzen und Grösse. Mochte zusammenstürzen, was immer wollte, mochten Tausende zu Grunde gehen, alles gleichgültig, wenn nur England seine Rechnung fand. Mochte England moralisch recht oder unrecht haben, ebenfalls gleichgültig, wenn es nur Recht im Erfolge behielt. In dieser Richtung erscheint Wellington geradezu als verkörperte Staatsselbstsucht, und dies musste um so wichtiger werden, weil er eines der geistig bedeutendsten Häupter seiner Partei, wohl dessen brauchbarstes und bestbewährtes Mitglied, man möchte sagen die Vollzugs-Gewalt des Tory-Ministeriums war. Er liess sich die weitestgehenden Vollmachten ausstellen, missbrauchte sie aber nie und handelte stets im Geiste und Sinne seiner Auftraggeber. Und wie er sich selber dem höheren Zwecke fügte, wie er in ihm aufging, wie er nach oben hin gehorchte, so forderte er auch von seinen Untergebenen unverbrüchliche Befolgung der Befehle und unerschütterliche Zuverlässigkeit.

Bezeichnend ist das Urteil des Generals v. Roeder über ihn, der als preussischer Militärbevollmächtigter im englischen Hauptquartiere Gelegenheit hatte, ihn genau kennen zu lernen. Dieser berichtete an

Hardenberg¹⁾: „Ich bin ein erklärter Verehrer des Herzog von Wellington, den ich für ebenso klug und liebenswürdig als gross und kraftvoll halte. Allein er besitzt für uns einen Fehler: er ist ein Engländer, und Englands Politik gegen den Kontinent ruht allein auf dem Spruch: „Entzweie und Du wirst herrschen“. Sehr richtig unterscheidet Roeder hier den Menschen von dem Vertreter einer Preussen und mehr noch Russland abgeneigten Macht.

Während seiner Feldzüge haben drei Eigenschaften bei Wellington zusammengewirkt und durch ihren Einklang grosse Ergebnisse erzielt, es sind: ein bedeutendes Organisations-, Truppenführer- und Diplomaten-talent. Stets standen bei ihm der Staatsmann und der Feldherr in Wechselwirkung. ja, wie die Dinge lagen, bildete jener gleichsam die Vorbedingung für den Schlachtensieger, und seine kriegesischen Erfolge machte er wieder dem Staatsmanne zu Nutze. Selbst die militärischen Berichte fasste er bisweilen so ab, wie sie staatsmännisch am brauchbarsten erschienen. Die Entscheidungsschlacht in Belgien bezeichnete er nicht mit dem schönen Namen „Belle-Alliance“, weil dies einen gemeinsamen Sieg der Verbündeten bedeutet hätte, sondern er nannte sie nach seinem Hauptquartiere in Waterloo und erklärte sie damit als englischen Sieg.

Wie klar und kühn er die Verhältnisse ansah, beweist schon das Jahr 1808. Da erklärte Sir John Moore der englischen Regierung: die Portugisische Grenze sei gegen überlegene Kräfte nicht zu verteidigen, hätten die Franzosen in Spanien Erfolg, so vermöge man ihnen in Portugal nicht zu widerstehen. Portugal besitze keine militärische Kraft und könne deshalb auch keine gewähren. In jenem Falle müssten die Engländer sofort Anstalten treffen, das Land zu verlassen. Lissabon sei der einzige Hafen und deshalb der einzige Platz von wo aus sich die Armee mit Zubehör einschiffen könne. Es lasse sich der Feind während der Einschiffung aufhalten, an weiteres aber nicht denken. Umgekehrt Wellington damals noch Arthur Wellesley. Er schrieb: „Ich bin immer der Ansicht gewesen, dass Portugal sich verteidigen lässt, ganz abgesehen von dem Kriege in Spanien. Die militärischen Einrichtungen der Portugisen müssen neu belebt und dazu 20 000 englische Truppen gelandet werden. Selbst wenn Spanien vom Feinde erobert ist, vermögen sie Portugal mit keiner geringeren Macht als 100 000 Mann zu unterwerfen. So lange aber der Kampf in Spanien dauert, können jene 20 000 Briten, richtig verwendet, den Spaniern sehr nützlich sein und möglicher Weise den ganzen Krieg ent-

¹⁾ Kriegsarchiv in Berlin; meine Vorgesch. der Schlacht bei Belle Alliance 290.

scheiden¹⁾. Lord Castlereagh schloss sich der Auffassung Wellingtons an; er hat damit den peninsularen Krieg durchgefochten und wesentlich zum Sturze Napoleons beigetragen.

Nach dem Misserfolge von Coruna hielt man in England die Peninsulare Sache für verloren, aber Wellington erbat 30 000 Mann in der Überzeugung den Kampf aufrecht erhalten zu können, obwohl Spanien vom Feinde besetzt war, und die Portugisische Armee in hoffnungslosem Zustande zu sein schien. Und in der Tat mit jener geringen Macht lies er sich nicht nur nicht verdrängen, sondern vollführte er Schlag auf Schlag, trotz mannigfacher Enttäuschungen und schier unüberwindlich scheinender Schwierigkeiten. Diese türmten sich sowohl in Spanien als in England. Daheim war ihm die Whigpartei bitter feindlich, und das Toryministerium wagte nicht, allzuviel in Spanien auf's Spiel zu setzen. Jahrelang verweigerte sie Verstärkungen. Wurde sein Heer geschlagen oder stark geschwächt, so fand Wellington keinen Ersatz, ja er musste dann gewärtig sein, ruhmlos zurückberufen zu werden. Erst seit dem Sommer 1810 fasste man in England festes Vertrauen und sandte ihm allmählich etwas mehr Truppen. Seine französischen Gegner fochten unter unvergleichlich günstigeren Umständen. Freilich dafür hatten sie auch mit den Spaniern zu tun, die sie überall hemmten und ihre Bewegungen auskundschafteten und verrieten. Aber anderseits bestanden zwischen Engländern und Spaniern klaffende Rassen- und Glaubensunterschiede, die jede innere Annäherung ausschlossen. Die Spanier waren eitel, leidenschaftlich, ungehorsam und unzuverlässig; schon von alters her hielten sie sich für die besten Christen der Welt, welche die ketzerischen Engländer fast noch mehr wie die glaubensverwandten Franzosen hassten. Da ihre militärischen Leistungen solcher Selbstüberhebung keineswegs entsprachen, so erzeugte sie naturgemäss hochmütige Verachtung bei den Engländern. Wenn es dennoch gelang, die Portugisen zu guten Soldaten zu machen, und die Spanier sechs Jahre lang den Engländern verbündet unter Waffen zu halten bis Frankreichs Adler über die Pyrenäen weichen musste, so erscheint dies wesentlich als Verdienst Wellingtons.

Auch in den Niederlanden war die Stellung des Herzogs weit schwieriger als man gemeinhin annimmt. Seine eigentlich englische Truppenmacht blieb gering und traf erst allmählich ein. Sonst war sein zufällig zusammengewürfeltes Heer so buntscheckig wie möglich, ohne irgend ein einigendes Band, als das des Gehorsams zum Höchst-

¹⁾ Oman, History of the Peninsular War II, 286, 287

befehlenden. Es bestand aus Engländern, Nord- und Mitteldeutschen, Holländern und Belgiern, also aus vier Völkern mit vier verschiedenen Sprachen und noch viel mehr trennenden Eigenschaften, und überdies neigten die romanischen Belgier sogar stärker zu den stammverwandten Franzosen, als zu ihren holländischen und englischen Waffenbrüdern hinüber. Dem Könige der Niederlande, einem kleinlichen, auf seine junge Würde eifersüchtigen Manne, waren die fremden Truppen im Lande äusserst unbequem. Obwohl er nur durch sie auf dem Throne gehalten wurde, wünschte er sämtliche Rechte über sein Volk und Heer in der eigenen Hand zu sehen. Es musste ihm deshalb jedes Zugeständnis förmlich abgerungen werden, und im Herzensgrunde war er ebenso bereit mit Frankreich als mit England zu gehen, wenn ihm nur sein Gebiet gewährleistet wurde. Für alle Fälle hatte er sich ausbedungen, dass seine Truppen eine ausgeprägte Sonderstellung im Wellingtonschen Heere erhielten unter dem Befehle seines Sohnes, des Prinzen von Oranien, der freilich sehr englisch gesonnen war. Wäre Wellington nicht der gewiegte Diplomat gewesen und hätte er nicht den festen Willen gehabt, mit dem Könige der Niederlande und dem Prinzen von Oranien in gutem Einvernehmen zu leben, so würden die vielen Reibungsflächen unfehlbar einen Bruch herbeigeführt haben. Hinzu kam noch, dass Wellington auch militärisch nicht sein eigener Herr war, sondern stets auf den an Zahl und Geschlossenheit überlegenen preussischen Bundesgenossen angewiesen blieb, dass er überhaupt nicht als reiner Soldat, sondern zugleich als politischer und finanzieller Machthaber im Felde stand. Und alle diese Schwierigkeiten hat der Brite derartig überwunden, dass er bei Quatrebras und Belle Alliance den Sieg erfocht über die besten Truppen der Welt. Ein näheres Verhältnis zwischen dem Wellingtonschen und preussischen Heere bestand nicht, konnte bei der Gesamtsachlage auch nicht aufkommen. Als Feldherr war der Herzog ein zuverlässiger Verbündeter der Preussen, hier einigte das gleiche Ziel: der Sieg über den gemeinsamen Feind. Aber was dann, wenn der Sieg erfochten war? dann gingen die Wege auseinander, denn als Staatsmann kannte Wellington nur den Willen Englands, und Gneisenau blickte in die Zukunft vom preussischen Standpunkte. Wohl oder übel musste es da Zerwürfnisse zwischen den beiden sich abstossenden Interessengruppen geben. Der preussisch-deutsche Patriot und der englische Tory vermochten unmöglich Freunde zu sein.

Nun besass Wellington auch ein bedeutendes Organisationstalent. Die Gemeinen und Unteroffiziere des englischen Heeres bestanden aus Söldnern der untersten Volksklasse und waren an Alter verschieden.

Ein fester Wille, eine eiserne Disziplin bändigte diese Haufen und gestaltete sie zu brauchbaren Kriegern. Anders die Offiziere, sie entstammten guten, sogar vornehmen Familien und dienten auf gekaufte Patente. Dies hatte zur Folge, dass die niederen Chargen, selbst die des Hauptmannes nicht wie die preussischen und französischen von Männern reiferen Alters und gleichartiger Schulung, sondern durchweg mit Jünglingen unter zwanzig Jahren besetzt waren. Wellington soll geäußert haben, er wünsche keinen Kapitän älter als 26 Jahre. Nun gelangte das Heer durch Wellington zu höchstem Ansehen, was Glieder der ersten Familien in seine Reihen führte, zumal in den Generalstab oder in die Adjutatur. Es wurde Mode, es galt als Ehre, eine zeitlang unter dem „eisernen Herzoge“ gedient zu haben. Die Bildung der Soldaten war gleich Null, die der Offiziere öfter kaum genügend als gut; der Besitz schneller Pferde galt durchweg für wichtiger wie ein bedeutender Kopf. Jene völlig verschiedenen, fast widerstrebenden Bestandteile schweißte nun die Tatkraft und Umsicht des Gebieters zusammen zu einem verlässlichen Werkzeuge, zu einer Waffengenossenschaft im Felde voll trotzigen Selbstbewusstseins, die ihm wahllos folgte in Verderben und Tod.

Überall herrschte blinder Gehorsam. Kein General, selbst der höchste nicht wagte Widerspruch. Jeder kannte genau seine Befugnisse und Grenzen, darüber hinaus blieb ihm die Welt verschlossen. Den Allgewaltigen über getroffene Massregeln zu kritisieren war nicht Sitte und gefährlich. Fest hielt er die Führung bis auf's Kleinste in der Hand, streng handhabte er die Disziplin, so dass niemand Eifersüchteleien, Reibungen oder gar Eigenmächtigkeiten wagte. Die Dienstvorschriften in Belgien gestatteten dem Feldherrn die Absetzung und Beförderung jedes Offiziers. So liebte niemand den Gestrengen, aber alle gehorchten schweigend und blind. Die Herrschaft welche der Herzog innerhalb seines Heeres ausübte, war unvergleichlich grösser, als die Blüchers im preussischen, ja sogar als die Napoleons seit 1813 im französischen. Das Heer wurde in seiner Hand zu einer Maschine, zu einem sicher arbeitenden Uhrwerke.

Als guter Techniker kannte er genau die Eigenschaften und Kräfte seines Werkzeuges. Er verlangte viel aber eigentlich nie zuviel. Seine Leute behandelte er von oben herab; geistige Ausildung und Anregung erschienen ihm vom Übel. Um so mehr sorgte er für ihr leibliches Wohlergehen. Als er sich bei sinkender Nacht hinter Belle-Alliance von dem weitest vorgedrungenen englischen 52. Regimente verabschiedete, sagte er dessen Führer, dass er sich bemühen würde, der Mannschaft Mehl zu senden. Nicht die furchtbaren Erschütterungen

der erfolgreichsten Schlacht hatten ihn aus dem Gleichgewicht gebracht. Denselben nüchternen Geist der Ordnung und des unweigerlichen Pflichtgefühls, die ihn selber kennzeichneten, verpflanzte er auf die ganze Armee, nicht bloß auf die Engländer, sondern auch auf die übrigen Teile und Hilfstruppen.

Während nämlich die Engländer zur See auf sich allein vertrauten und bauen durften, war das zu Lande anders; da fochten sie grosse Kriege nie allein, sondern im Gefühle ihrer Schwäche stets unter Heranziehung ausländischer Kräfte, die in der englischen Linie Aufnahme fanden, oder vereint mit Bundesgenossen. So geschah es in Indien, in Spanien und in den Niederlanden. Gewöhnlich befanden sich diese Nichtengländer weitaus in der Mehrzahl, aber geschickt machte Wellington die verhältnismässig kleine heimische Kriegsmacht zum Kern des Ganzen, um von ihm aus die Gesamtheit zu beherrschen. Hiemit hing zusammen, dass er die Engländer möglichst schonte, dagegen die Bundesgenossen oder die Fremden in englischem Solde vorschob, in Spanien z. B. die deutsche Legion, welche Wunder der Tapferkeit vollbracht hat, auch bei Belle Alliance stand sie bei La-Hay-Sainte, rechts neben der Chaussee im Zentrum. Die Kleinheit und Kostbarkeit seines Heeres hielt ihn von starkem Menschenverbrauche fern. Taten der blossen militärischen Ehre oder nur des Ruhmes wegen blieben ihm fremd. Für Volkskraft und Volksleidenschaften besass er kein Verständnis. Einmal schrieb er an Castlereagh: „Der Enthusiasmus ist keine Hilfe, um irgend etwas zu vollbringen, sondern nur eine Entschuldigung für die Unordnung, womit jedes Ding getan wird, und für den Mangel an Manneszucht und Gehorsam in den Heeren“. Da er die Armee als Maschine auffasste, so erschienen ihm alle nicht in derselben begründeten Eigenschaften bloß als störende Einflüsse. Erst das preussische Heer sollte ihn eines besseren belehren.

In der Person des stolzen Herzogs gipfelte sich die Armee, sie sollte und durfte nur sein Gepräge tragen. Selbständige Köpfe liebte und duldete er nicht, noch weniger als Napoleon. Dies hat zur Folge gehabt, dass er keine Schule machte, sondern eigentlich nur ausführende Werkzeuge erzog. Er hatte ausgezeichnete Divisionsgeneräle, die aber alle nur in ihm und nicht selbständig dastanden, weil er sogar die kleinsten Bewegungen auf entlegenen Kriegsschauplätzen vorschrieb. Alles sollte in der von ihm befohlenen Weise geschehen, jeder sollte vielen Mut vor dem Feinde, aber keinen zu eigenem Handeln und eigener Verantwortung besitzen. Hatte jemand ihn dennoch, so musste er der niederschmetterndsten Vorwürfe, selbst der Absetzung gewärtig sein. Die Unterbefehlshaber sind denn auch geworden, wie er

wollte, sie zeichneten sich aus durch Tapferkeit, Entschlossenheit und Zähigkeit im Durchführen der gestellten Aufgabe, darüber hinaus ging es aber nicht. Brauchte Wellington abgezweigte Korps, so wählte er zuverlässige Leute, ohne Neigung zu Eigenwillen die sich stets vorsichtig und abwartend verhielten. Das Muster hiefür bot Lord Hill, der deshalb auch bevorzugt wurde. Diese Umstände bewirkten, dass selbst den hohen Offizieren etwas Schablonenhaftes inne wohnte, und dass keiner von ihnen einen so bekannten Namen erworben hat, wie die französischen Marschälle und die preussischen Generäle. Am meisten genannt wird noch der tapfere Picton, den nichts zu erschüttern vermochte und der bei Belle Alliance den Helden-
tod starb.

Da Wellington keine Mitarbeiter sondern nur Diener wünschte, so war er auch sein eigener Generalstab. Das ihn umgebende Hauptquartier bestand nicht aus mithandelnden, nicht einmal aus beratenden, sondern aus vollziehenden, gehorchenden Organen. Es bildete gewissermassen nur eine Erweiterung seines Selbst. Ein Generalstabschef stand ihm nicht zur Seite, sondern er hatte einen Militärsekretär und einen Generalquartiermeister, von denen der eine blos den Rang eines Oberstleutnants, der andere den nicht viel höheren eines Obersten besass. Der Feldherr wollte niemand neben sich wissen, der schon durch seine militärische Stellung Berücksichtigung verdiente. Die naturgemässe Folge war eine geringe geistige Bedeutung des Hauptquartieres. Die erdrückende Überlegenheit des Allgewaltigen, der jedes möglich selbst machte und kontrollirte, wirkte lähmend auf seine ganze Umgebung. Jene Allgeschäftigkeit, die sich selbst bei gewaltiger Arbeitskraft nicht durchführen liess, bewirkte, dass in der Verwaltung und unzähligen Nebendingen weitaus nicht die Ordnung und Pünktlichkeit herrschte, wie bei den Preussen. Man möchte sagen, der wirklich militärische Geist war unter diesen höher, war stärker ausgebildet. Aber der wurde ersetzt durch unerschöpfliche Geldmittel und die grosse Findigkeit, den praktischen Sinn, welcher dem Engländer eigen ist, und ihn im Falle der Not das richtige heraustasten lässt, durch die bulldoggenhafte Zähigkeit in der Durchführung des Gewollten und durch das Fehlen der zeitraubenden Kommiswirtschaft, die dem preussischen Heere vielfach anhaftete.

In seiner Eigenschaft als Heerführer bildeten Vorsicht und Geduld die Grundzüge Welligtons. Er machte lieber keine Bewegung als eine falsche. Dabei trat augenscheinlich der Stratege gegen den Taktiker zurück, doch darf man bei Beurteilung der strategischen Fähigkeiten nie ausser Augen lassen, dass Wellington in

Spanien nur ein kleines Heer führte, das er nicht verlieren, nicht einmal zu ernstlich aufs Spiel setzen durfte. Sein grosses Verdienst ist nun, dies eingesehen, unwandelbar durchgeführt zu haben und doch immer im Felde und am Feinde geblieben zu sein. So hielt er klug zurück und entwickelte eine wahre Kunst darin, unfassbar zu erscheinen, dem Kampfe auszuweichen, wenn der Feind es wünschte und darauf vorbereitet war, ihn aber zum Schlagen zu zwingen, wenn derselbe es gern vermieden hätte. Glaubte der Brite des Erfolges sicher zu sein, so konnte er vorbrechen, selbst zu überraschend kühnem Angriffe. Hierfür kam ihm das Bündnis mit den Spaniern sehr zu statten, durch das er gute Nachrichten erhielt. Er verstand sogar, dem Feinde die Schwächen abzusehen und sich demgemäss einzurichten, ja er verfuhr den verschiedenen Marschällen gegenüber verschieden, je nachdem er mit Soult oder Marmont, Masséna oder Jourdan zu tun hatte. Mit seinen Kräften wuchs sein Unternehmungsgeist. Als er seit 1812 ein einigermaßen ebenbürtiges Heer zur Verfügung bekam und wusste, dass die Reserven des Feindes fern nach Osten marschirt seien, da vollführte er wuchtige Schläge, die ihre Gipfelung im Siege bei Salamanca fanden, wo er Marmont zerschmetterte. Und als ihm 1813 gar eine Übermacht brachte, nutzte er seinen Vorteil entschlossen aus durch den unwiderstehlichen Marsch auf Victoria.

Aber trotz alledem: Neigung und Anlage wiesen ihn weniger auf den Angriff als auf die Verteidigung. Dies zeigte sich wieder mit voller Deutlichkeit 1815 in den Niederlanden, wo er hartnäckig wartete bis Napoleon den Feldzug eröffnete, oder Schwarzenberg fertig und die Russen ziemlich heran waren; er wartete trotz allen Drängens der Preussen, welche den Einmarsch in Frankreich wünschten.

Nicht selten rechnete Wellington zu viel, wünschte er zu grosse Sicherheit, und liess sich dadurch gute, unwiederbringliche Gelegenheiten entschlüpfen. Er wollte sich ja keine Blösse geben; so bildete er gerne Seitenabteilungen, weshalb ihm am Punkte der Entscheidung Truppen fehlen konnten. Im Gegensatze zu Napoleon und Gneisenau liebte er die grossen Schläge nicht, oder doch nur wenn er ihrer sicher zu sein glaubte. Er meinte, durch sie könne man zwar viel gewinnen, doch auch viel verlieren, und leicht erscheine der Einsatz zu hoch; mehrere kleine Schläge bewirkten dasselbe wie ein grosser, ohne das gleiche Wagnis. Ruhmsucht oder allzuhohe militärische Ehrbegriffe machten ihn hierbei nicht irre. Er hatte eben keine Eile, im Gegenteile, Zeit war ihm in Spanien Gewinn, denn sein Land besass Geld genug, den Krieg auszuhalten, und je länger er dauerte, desto unbequemer wurde er den Franzosen, desto notwendiger erschien den

Spaniern die englische Hilfe. Also Abwarten, Geduld. Auch in den Niederlanden rechnete er so, dass er zusammen mit den Preussen wohl Napoleons unfertigen Heeren überlegen sei. Aber die Preussen waren in ihren Vorbereitungen und im Truppenbestande weiter wie er, und ganz sicher war man des Erfolges gegen einen Napoleon im feindlichen Lande auch nicht. Desshalb ebenfalls Geduld und Abwarten bis man so viele Truppen an Maas und Rhein beisammen hatte, dass man den Feind mit Übermacht geradezu erwürgen musste. Der Feldzug fiel dann freilich weniger glänzend aus, aber er war sicher.

Ein besonderer Beweis von Wellingtons Mangel an strategischem Genie ist die geringe Ausnutzung, welche seine Siege kennzeichnet: Hierin steht er weit hinter Napoleon und Gneisenau zurück. Sie entsprang seinem Wesen und hing mit seiner Taktik, seiner Vorliebe für die Infanterie zusammen.

Wellingtons Taktik beruhte auf den Sätzen: die Linie ist der Kolonne, eine gute Verteidigung, mit zuverlässigen Truppen ist dem Angriffe überlegen. Letzteres war ihm ein einfaches Rechenexempel. Die Verteidigung ermöglichte, die Truppen länger zu schonen und zu schützen als der Angriff, ermöglichte also in den entscheidenden Augenblicken die ungebrochenere Kraft gegen bereits erschütterte einzusetzen. Von der moralischen Wirkung des Angriffes, von der hinreissenden für den Angreifer, der abschreckenden für den Verteidiger, dachte er gering, um so mehr, als er seine Leute auf das Standhalten dressirt hatte. Demgemäss schlug der Brite möglichst Defensivschlachten in einem ihm günstigen Gelände, wobei er grosses Gewicht auf die Vorbereitung zum Kampfe legte. Für Bodenbenutzung entwickelte er einen ausgeprägten Spürsinn, ja er verstärkte sie noch künstlich durch Eingraben, Erdschanzen und dgl. In der Leitung einer Verteidigungsschlacht trat seine Begabung am reinsten zu Tage: hier wurde er unter seinen Zeitgenossen nur von Davout erreicht. Und Gneisenau urteilte richtig, wenn er sagte, von Wellington lasse sich der zähste und tapferste Widerstand gegen den Feind erwarten, aber weder eine kühne Unbotmässigkeit noch eine Aufopferung. Mit grosser Umsicht pflegte er die passendsten Truppen in vorteilhafte Stellungen zu bringen und sie hier gewissermassen festzunageln. Gut verteilte Geschütze dienten der Infanterie als Halt und Schirm, weislich zurückgehaltene Reserven und unerwartete Reiterstösse erschienen zu ihrer Unterstützung, wenn die Not gross wurde, oder sie vorübergehend weichen musste. Er selber leitete die Schlacht gern von einem günstigen Punkte hinter der Feuerlinie, scheute aber nicht,

todesmutig das ganze Gewicht seiner Person einzusetzen, wenn er es für notwendig erachtete. Auf schnellem Renner sprengte er an die bedrohten Punkte, zog Verstärkungen dorthin und kommandierte selber sogar einzelne Bataillone, ohne sich in den Wirbel der Schlacht hineinreissen zu lassen. Freilich bei Quatrebras wäre er fast gefangen genommen worden. Keine Wechselfälle der Schlacht, kein Erfolg und kein Misslingen brachte ihn aus der Fassung, liess ihn die Selbstbeherrschung und damit auch die Herrschaft über sein Heer nur auf Augenblicke verlieren. Alles bei ihm atmete Zuversicht, Entschlossenheit und eisernen Willen. Das todbringende Getöse der Schlacht stimmte ihn heiter und dieser Frohsinn übertrug sich auf die Truppen. Scharfen Auges erkannte er jede Schwäche des Gegners und benutzte sie oft mit zerschmetternder Wucht.

Seiner Vorliebe für die Verteidigungsschlacht entsprach die Art der Aufstellung, die Anwendung der Linienbildung. Schon in Indien hat er geäussert: Die Franzosen hätten durch die Kolonnenformation alles vor sich weggefeht, aber er sei überzeugt, dass die Kolonne durch die Lineartaktik geschlagen werden könne und geschlagen werde. Vergewärtigen wir uns deshalb kurz beide Kampfweisen. Seit der Revolution griffen die Franzosen an mit dichten Tirailleurmassen, welche ein oder zwei hinterherrückende Bataillone in Kolonnenbildung deckten. Die Tirailleure zogen nun bei ihrem mit lebhaften Feuer verbundenen Ansturm die Aufmerksamkeit des Feindes derartig auf sich, dass die geschlossenen Bataillone ohne nennenswerte Verluste herankommen und die entgegenstehende bereits erschütterte Linie wuchtig durchstossen konnten. Die Schwäche dieser Fechtart war, dass die Kolonnen die Tirailleure in schmaler Front überholten, denn die der Kompagniekolonne zählte nur 40 Mann, von denen blos die zwei ersten Glieder zu feuern vermochten. Die Masse des Bataillons blieb also in den entscheidenden Augenblicken unverwendbar. Dies Missverhältnis steigerte sich, wenn in Regiments- oder Brigadokolonne angegriffen wurde. Liess der Feind sich von den schweren Massen imponiren, so war er verloren, das tat Wellington nun aber nicht. Er pflegte den Angreifer in zwei tiefen Linien zu empfangen. Diese konnten nun Salven von je 800 Kugeln abgeben, die der Feind nur mit solchen von 80 oder 160 zu erwidern vermochte. Natürlich musste das Missverhältnis verheerend in den dicken Klumpen wirken, wenngleich ein Teil des Feuers durch die rechts und links befindlichen Tirailleure abgelenkt wurde. In ihrer Not versuchten die Bataillone oft aufzumarschiren, aber diese Bewegung war unter dem feindlichen Kugelregen um so schwerer ausführbar, als die Truppen gewöhnlich

schon durch den Anmarsch etwas in Unordnung gekommen waren, welche noch die im Wege stehenden Tirailleure vermehrten. Kein Wunder, dass selbst der tapfere französische General Foy geheim gestanden hat, dass in einer offenen nicht zu ausgedehnten Schlacht, die englische Infanterie bei gleicher Zahl überlegen sei. Öffentlich haben es die Tatsachen von Talavera bis Belle Alliance bewiesen. Natürliche Voraussetzung war eine gut geschulte, fest zusammenhaltende Truppe. Die aber verstand der Herzog zu schaffen, und damit die gegebene Voraussetzung für den Sieg. Wellington befindet sich mit seiner Lineartaktik in vollem Gegensatze zu allen anderen Feldherren, die sämtlich nach französischem Muster den Kolonnenstoss übernahmen. Aber er erstarrte nicht in ihr, sondern baute sie klug, den Umständen gemäss aus, wobei er die französische Neigung zur Deckung und selbst deren Tirailleure übernahm. Es geschah in der Weise: dass er seine Hauptlinie möglichst versteckt hinter einem Höhenzuge, einer Hecke, in einer Bodenfalte oder selbst einem eigens aufgeworfenen Graben hielt. Vor ihr nisteten sich zerstreut die leichten Kompagnien ein, deren jedes Bataillon eine besass, noch verstärkt durch Büchschenschützenkompagnien der Brigaden oder durch leichte fremde, meistens deutsche Truppenkörper. Dies ergab eine unregelmässige Plänkler- und Scharfschützenlinie, die tunlichst gedeckt liegend, in Gehöften, Vertiefungen, Büschen und Baumgruppen verborgen, die feindlichen Tirailleure abschoss und so lange aufhielt, bis die Hauptkolonne in die Front kam. Nun zogen sich die britischen Plänkler zurück, die Doppellinie trat in's Gefecht und schmetterte in der geschilderten Weise den zusammengedrängten oder sich erst entwickelnden Feind nieder. Gelang dies nicht, so gingen die Engländer gern zum Angriffe über, selten mit dem Bajonette, nur dann, wenn der Feind schon ganz dicht heran war, für gewöhnlich unter starkem Salven- und Schnellfeuer. War der Feind erschüttert oder gebrochen, so rückte seit dem Tage von Salamanca womöglich die ganze englische Linie vor, um den letzten Widerstand über den Haufen zu werfen.

Zu der Zeit als Wellington in Spanien erschien, hatte Napoleon seine Reitertaktik in ein bestimmtes System gebracht: er ballte die Schwadronen zusammen und warf sie in Massen auf Flanke oder Zentrum des Feindes. Auch hier also wie bei der Infanteriekolonne suchte er den Erfolg durch den Massenstoss zu erzwingen. Gegen ermüdete und überraschte, oder schlecht geschulte und mangelhaft zusammenhaltende Truppen, wie die Spanier, erzielte er denn auch gewöhnlich die erhoffte Wirkung, gegen die Engländer versagte sie aber

mit wenigen Ausnahmen, denn sie bildeten unerschütterliche, feuer-speiende Quarrés, die allen Heldenmut zu Schanden machten.

Reine Kavalleriekämpfe liebte der Herzog nicht, weil sie zu sehr von Zufälligkeiten abhingen. In den früheren Jahren hatte er überhaupt zu wenig Reiter, um sie ernstlich einzusetzen, und später, als die Regierung ihn besser damit ausstattete, hielt er zwar den einzelnen Reiter, selbst die einzelne Schwadron der französischen für ebenbürtig, aber nicht den grösseren Verband. Er meinte, seine Leute könnten wohl angaloppiren, aber nicht die Ordnung bewahren. Da die Engländer vielfach bessere Pferde und vortreffliche Reiter besaßen, so wäre es auf Versuche angekommen. Die aber hat Wellington nicht unternommen. Er war eben wesentlich Infanteriegeneral; die Leidenschaft und das Gewoge des grossen Kavalleriegefechtes entsprach nicht seinem Wesen. Den besten Gebrauch machte er bei Salamanca und Belle Alliance von seinen Reitern, wo er sie auf erschütterte oder weichende Infanterie warf, und beidemale hat sie vorzügliches geleistet, bei Belle Alliance so bedeutendes, dass selbst Napoleon zu Ausrufen der Bewunderung hingerissen wurde¹⁾. Auch die Preussen urtheilten gut über die englische Reiterei.

Ebenfalls die Artillerietaktik gestaltete Napoleon immer mehr zur Massenwirkung auf einen bestimmten Punkt. Es galt ihm, eine starke Geschützreihe zur Vorbereitung und Unterstützung seiner Infanterieangriffe möglichst unbemerkt zusammenzuziehen und überwältigend wirken zu lassen. Bisweilen begann er die Schlacht schon mit Massirung der Batterien dort, wo er durchzubringen beabsichtigte. Gegen offen stehende Truppen und besetzte Ortschaften erwies sich dies sehr wirksam, nicht aber gegen Wellington, der seine Stellung verbarg und dadurch dem Artilleriefeuer nur ungenügende Ziele bot. Da nun die französische Sturmkolonne leicht auf noch ungebrochene Verbände stiess, so wurde sie bisweilen durch Artillerie verstärkt, die zwischen den Bataillonen, also in den Lücken, mit vorging. Wie man sieht, war die ganze französische Geschützverwendung auf den Angriff zugeschnitten.

Wellington richtete seine Artillerie für die Verteidigung ein, welche ganz andere Erfordernisse stellte. Er verteilte sie in kleineren Verbänden mehr oder weniger über die ganze Schlachtlinie, schon weil er nicht im Voraus wusste, wo der Feind den Angriff beabsichtige, und an verschiedenen Stellen auf ihn gefasst sein musste. Die kleineren

¹⁾ Näheres in meinem Aufsatz: Napoleons Verhalten bei Belle Alliance, im Histor. Jahrbuch 1807. S. 335.

Verbände ermöglichten ihm, sie je nach Umständen und Geländebeschaffenheit vor, oder hinter der Infanteriefront aufzustellen, wobei er ebenfalls möglichst Deckung oder gar Versteckung liebte, um sie nicht gleich einzusetzen, sondern überraschend durch unerwartete Feuereröffnung zu wirken. Der Zahl nach stand die englische Artillerie der französischen nach, im Material aber war sie ihr mindestens ebenbürtig, doch waren die Batterien von verschiedener Güte. Vor allen haben sich die berittenen als leicht bewegliche, zuverlässige Mustertruppe bewährt. Weil sich den Engländern meistens dichte Infanteriekolonnen oder Kavalleriemassen als Ziele nahten, so hatten sie ein viel leichteres Schiessen als die Franzosen. Bei einem Reiterangriffe verliessen die Mannschaften der vorne befindlichen Geschütze ihre Plätze und suchten laufend Sicherheit in den dahinter stehenden Infanteriequarrées. War der Sturm abgeschlagen, eilten sie an ihre Kanonen zurück, um hinterher zu feuern. Die ungemeine Vorsicht, die Wellington zu entwickeln pflegte und die Stätigkeit der englischen Linie hat bewirkt, dass er keine Kanone in offenem Felde verloren hat¹⁾.

Seine Taktik hatte zur Folge, dass der Gegner nie wusste, wo er angreifen durfte, wo die wahre Schwäche des Verteidigers sei. weil plötzlich ganze Regimenter aus dem Boden auftauchen konnten, von denen er keine Ahnung gehabt hatte. Wie Wellington nie eine Kanone, so hat er auch nie eine Schlacht verloren. Eine Musterleistung der beiderseitig verschiedenen Taktik ist Belle Alliance gewesen. Freilich würde Wellington gerade sie verloren haben, wenn nicht die Preussen einen Teil der Franzosen auf sich gezogen hätten, aber er hatte sie eben nur unter dieser Bedingung angenommen. Wenn sich dennoch das Ergebnis ungünstig für ihn gestaltete, obwohl er Napoleon fast an Zahl gleich kam, so beweist dies, dass die Kolonnentaktik doch auch ihre grossen Vorteile bot und dass die französischen Truppen bei Belle Alliance über jedes Lob erhaben fochten, wogegen die Niederländer teilweise geradezu davon liefen, die Braunschweiger, Nassauer und Hannoverschen Landwehren zwar tapfer fochten, doch nicht genügend für den straffen Linearkampf abgerichtet waren, und die englische Geschützwirkung sehr gegen die französische zurücktrat. Als Heerführer steht Wellington unseres Erachtens bei Belle Alliance über Napoleon. Bei ihm war alles Nerv, eiserner Wille, blitzschneller Entschluss und sofortige Ausführung. Wogegen der Kaiser überhaupt nicht eigentlich selbst kommandirte, sondern die Ereignisse im Wesen-

¹⁾ Oman II. 122. Auch bei Quatrebras und Belle Alliance wurden alle Geschütze, die vorübergehend in die Hand der Franzosen fielen, zurückerobert.

lichen von Ney führen liess. Während sich dort Einsicht und Ausführung deckten, war es hier nicht der Fall. Dem stahlharten Briten im Vollbesitz seiner Kräfte, stand ein körperlich angekranktes, im Willen geschwächtes Genie gegenüber.

Freilich jedes Heldenhafte, Chevallereske, Phantasievolle ging der kaufmännisch, rechnerischen Denkart des englischen Herzogs ab. Es kostete ihm nicht die geringste Überwindung, seine Geschütze zeitweise herzugeben, wenn er sie nur wiedergewann und seine Kanoniere im Augenblicke der Not rettete; ohne Bedenken floh er selber vor dem Feinde, wenn es Vorteil brachte, oder er nahm ein Regiment zurück, wenn es erfolglos gefochten hatte, und ersetzte es durch ein anderes, gab ihm aber keine Gelegenheit, die Schlappe gut zu machen. Ja Hochmut, Herzenskälte und Menschenverachtung machten ihn undankbar. Er sah in Offizieren und Soldaten nur Werkzeuge, die es nutzbar zu machen und leistungsfähig zu erhalten gelte. Er nannte seine Soldaten den Abschaum der Erde, bezeichnete sie als Trunkenbolde und meinte, das einzige, was auf sie wirke, sei die Furcht vor sofortiger Prügelstrafe. Ihre Gefühle, Wünsche und Interessen blieben ihm fremd und gleichgültig, vor den höheren Empfindungen der Vaterlandsliebe und Soldatentreue hegte er Verachtung. Sie sollten sich nicht gehoben fühlen, sondern ihre Pflicht tun und gehorchen. Die Folge war, dass jene persönliche Anhänglichkeit fehlte oder verkümmerte, die in der englischen Marine sowohl, wie in den französischen und preussischen Heeren so lebhaft hervortrat. Sie wurde ersetzt durch den Stolz auf das Regiment, auf die siegreiche Fahne. Nicht viel anders als gegen die Gemeinen benahm der Herzog sich gegen seine Offiziere. Er hielt sie für unaufmerksam, unfähig, traute ihnen nichts zu und verlangte auch bei ihnen buchstäblichen Gehorsam aber bei Leibe kein eigenes Denken und noch weniger selbständiges Handeln. Seine Befehle lauteten kurz und bestimmt und mussten wortlos ausgeführt werden. Nur äusserst ungerne lobte er und dann gewöhnlich bloß formell, hingegen tadelte und bestrafte er leicht und rücksichtslos ohne Ansehen von Verdienst und Würdigkeit. Für fremde Verdienste hatte er überhaupt kein Empfinden, weil sie ihm unter den Begriff der Pflicht fielen. Er sah nur sich und kannte nur seinen Willen. Man kann kaum umhin, sein Benehmen hier bisweilen als ungerecht, roh und hochfahrend zu bezeichnen. Seine festgeschlossenen Lippen und der schneidende Klang seiner Stimme hielten jede Vertraulichkeit fern. Dies aber schloss nicht aus, dass er sich gegen Einzelne, zumal gegen seine Adjutanten, und hohe Würdenträger, wie den Prinzen von Oranien, liebenswürdig und kameradschaftlich zeigte. Überhaupt war er wie alle solche Auto-

kraten nicht ohne Vorliebe und Voreingenommenheit und keineswegs abgestumpft gegen persönliche Regungen. Als er seine wichtigste Schlacht, die von Belle Alliance gewonnen hatte, als alles zu Ende war, ritt er nicht freudig heim nach Waterloo, sonder still und in sich gekehrt. Auch sein Gemüt war durch die Furchtbarkeit der Ereignisse berührt, denn zu viele der Besten deckten die Wahlstatt.

Alles in allem erscheint Wellington als ein hochbedeutender, doch keineswegs genialer und sympathischer Mensch, als nüchtern, willensstark und klug, als kühler Freund und furchtbarer Feind. Marlborough, Clive und Wellington sind die tüchtigsten Feldherren der Neuzeit gewesen, die England hervorgebracht hat.

Gneisenau.

Zwischen Wellington und Nelson erhebt sich Gneisenau und doch wieder als voller Mann allein¹⁾. Er übertraf den englischen Feldherrn an Lauterkeit des Wesens und näherte sich Nelson in der Kraft seiner Begabung. Von ihm konnte Heigel sagen: „Keiner verdient wie Gneisenau den Schlachtenlorbeer und zugleich die Bürgerkrone; keiner ist unter den verwildernden Greueln des Krieges, im treulosen Getriebe der Politik eine anima candida geblieben, wie er — das Ideal

¹⁾ Die Archivalien beruhen in dem Kriegsarchive des Grossen Generalstabes zu Berlin, dem Geh. Archive des Kriegsministeriums, ebenda, dem Geh. Staatsarchive, ebenda, und im Gneisenauschen Familienarchive zu Sommerschenburg. Letzteres ist weit reicher und ausgiebiger als durchweg angenommen wird; es bildete teilweise eine Art Handarchiv des Generals, dessen Akten grossenteils offiziellen Ursprungs sind, und deshalb eigentlich ins Kriegsarchiv gehörten. Ausserdem enthält es zahlreiche Briefe an Gneisenau, die ausgedehnte Korrespondenz mit seiner Gemahlin u. s. w. — An Aktenpublikationen, welche Gneisenau betreffen, ist man in Deutschland völlig rückständig. Das meiste bietet: Pertz, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau, fortgesetzt von Delbrück, 5 Bde. Berlin 1864—1880; dann: Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau 2 Bde. Berlin 1894 und Pick, Aus der Zeit der Not 1806—1815. Berlin 1900. Ferner vgl. (Fransecki), Gneisenau, Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1856, 57; Artikel: Gneisenau in Ersch und Gruber, Allgem. Encyclopädie; derselbe in Wagener's Konversations-Lexikon; derselbe von v. Meerheimb in Allgem. Deutsche Biographie IX S. 280—293; Heigel, Biographische und kulturgeschichtl. Essays I S. 23 ff.; Friederich, Gneisenau (Erzieher des Preuss. Heeres, Band VI), Berlin 1906; Vgl. auch Lehmann, Scharnhorst, Leipzig 1886—88; Lehmann, Freiherr v. Stein, 2 Bde. Leipzig 1903; Meinecke, Das Zeitalter der deutschen Erhebung, Bielefeld und Leipzig 1906. — Bibliographie in: Dahlmann-Waitz, Quellenkunde, 7. Aufl. S. 695—725, Leipzig 1906. Friederich l. c. 131, 132; Cambridge Modern History IX, 824—832, 858—867.

eines Soldaten und Bürgers*. Im Lager der Festlandverbündeten bewies er sich als einziger Napoleon ebenbürtiger Feldherr.

Als das Unglück in den Jahren 1806 und 1807 über Preussen hereinbrach, als die Krone versagte, von der man alles erwartete, waren das preussische Beamtentum und der preussische Adel fassungslos; sie steckten noch zu tief in der verzopften Überlieferung Friedrichs des Grossen. Es ist deshalb auch kein Zufall, sondern ganz natürlich, dass die Hauptführer der Patriotenpartei nicht aus Preussen hervorgingen; Arndt war schwedischer Pommer, Stein Nassauer, Hardenberg Hannoveraner, Blücher Mecklenburger und Gneisenau allgemein Deutscher. Der Vater des letzteren entstammte einer alten österreichischen Familie, er stand als Leutnant in Würzburgischen Diensten, und das Licht der Welt erblickte der spätere Feldmarschall in dem sächsischen Städtchen Schilda. Das ganze Weh des zerfallenden heiligen röm. Reiches mutet uns an in Gneisenaus Kindheit. Bald nach seiner Geburt starb die Mutter, der Kleine kam zu rohen Pflegeeltern, dann zu seinem Grossvater, der ihn von Jesuiten und Franziskanern erziehen liess, so dass der evangelisch Getaufte das katholische Bekenntnis annahm. Auch im Vaterhause fand er keine Liebe, weshalb er später klagen konnte, er habe in seiner Jugend wenig Gutes gesehen und fast nur erkältende, abstossende Eindrücke empfangen. Ihm entsprang gewiss auch der herbe Zug seines Wesens und eine Art Schwermut, die ihn Nelson verwandt macht, aber durchaus von Wellington unterscheidet: dem Sohne des vornehmen und reichen englischen Lord. Gneisenau trat erst in österreichische, dann in bayreuthische Dienste und kam 1782 als Leutnant eines bayreuthischen Bataillons nach Amerika, wo er 1 $\frac{1}{2}$ Jahre blieb und eine freiere, grössere Welt kennen lernte, als die der engen Heimat. Hier begriff er die Macht der Volksseele, die Wucht des freien, selbstvertrauenden Bürgertums, das Wesen der Volksbewaffnung und des Volkskrieges im zerstreuten Gefecht. Zurückgekehrt, erhielt er 1786 die Stelle eines Oberleutnants im preussischen Heere und durchlebte zwanzig Jahre strammen „Kommissdienstes“, während der er eifrig Studien trieb, auch Gedichte schrieb, so dass er als ungewöhnlich vielseitiger und gebildeter Offizier, als innerlich gereifter Mann fest auf den Füßen stand, als das Vaterland zum Kampfe rief. Längst war er von der Unausbleiblichkeit eines Waffenganges mit Napoleon überzeugt, und ebenso, dass ein solcher zu Ungunsten Preussens enden würde. Tapfer focht er mit seinen grünen Füsiliern bei Saalfeld und Jena. Im April 1807 wurde er zum Befehlshaber der Festung Kolberg ernannt, durch deren zähe, kluge und umsichtige Verteidigung er den Grund zu seinem Ruhme legte. Sie lenkte das Auge des Königs

und die öffentliche Meinung auf ihn. Jener erhöhte ihn im Dienst-range, verlieh ihm den Orden „pour le mérite“ samt einer Amtshauptmannschaft mit 500 Talern jährlicher Einkünfte. Ein Bewunderer schrieb an Gneisenau: „Auf Sie, auf ihre kleine mutige Schaar sind wir stolz, dass Preussens Krieger noch da sind und ewig bleiben werden“. Ähnlich so dachten viele, um sich aufzurichten an dem Gedanken, dass der Staat Friedrichs des Grossen nicht verloren sei, so lange es noch Männer gäbe. Eigentümlich war überdies, dass bei Jena das preussische Heer als solches vernichtet wurde, dass zu Kolberg aber in der Gemeinsamkeit von Soldat und Bürger, der preussische Aar wieder seine Kraft zu fühlen begann. Kolberg wurde der Wendepunkt in Gneisenaus Leben und damit guten Teiles der preussischen Armee. des preussischen Staates.

Die Schlacht bei Jena bedeutete für Preussen ungefähr dasselbe, wie die Eröffnung der Nationalversammlung für Frankreich, freilich nicht in der Weise von Umsturz, sondern als Umwandlung, als Verbesserung, Verjüngung. Hier wie dort war die Zeit der Talente gekommen. Unter den Vorkämpfern des Neuen erlangte Gneisenau eine führende Stellung, obwohl er nur den Rang eines Oberstleutnants und dann eines Obersten bekleidete, und der König ihm innerlich nicht zugetan war. Er erwies sich eben nicht als Höfling, wohl aber als das, dessen man im Unglücke bedurfte: als Charakter, als Ehrenmann sonder Fehl und Makel. Im Jahre 1809 wollten die Patrioten mit Österreich losschlagen, der König hielt aber zurück und Gneisenau nahm seine Entlassung. Er ging nach England, um als Privatmann für Preussen zu wirken. Doch schon Ende 1809 verliess er die Insel und begab sich nach Schweden. Am 6. Dezember schrieb er seiner Gemahlin aus Gothenburg: „Der Zweck meiner Reise ist verfehlt. Alles arbeitet an seiner eigenen Vernichtung, um den verwegenen Eroberer ja sein Spiel recht leicht zu machen . . . Hilft nicht der Allmächtige, so ist alles verloren“¹⁾.

Und der Allmächtige hat geholfen. Napoleon stürzte sich auf Russlands Schneefeldern selber ins Verderben und der Befreiungskrieg begann. Nicht der Hof, sondern der Volksinstinkt berief Blücher an die Spitze des preussischen Heeres, den einzigen älteren General, der Napoleon und sein Feldherrngenie nicht fürchtete, sondern felsenfest vom endlichen Siege der guten Sache überzeugt blieb. Weil Blücher aber wesentlich Praktiker und vorstürmenden Wesens war, so musste

¹⁾ Die Briefe Gneisenaus an seine Frau befinden sich im Archive zu Somerschenburg.

eine Ergänzung eintreten: die erwägende Klugheit und die militärische Bildung. Sie ist bekanntlich erst durch Scharnhorst und nach dessen Tod durch Gneisenau erfolgt. Endlich befand sich der Vielgeprüfte in hoher, fast führender Stellung, und die erste Waffentat des von Blücher und ihm geführten Heeres bildete der Sieg an der Katzbach. Nun begann man auch in weiteren Kreisen, sogar in Österreich zu hoffen. Die kleinste Armee der Verbündeten wurde der Rufer im Streite, die Triebkraft des Krieges und das ist sie geblieben, bis die Siegesweise im März 1814 die Strassen von Paris durchjubelt hat. Aber trotz ihrer Verdienste wurden Blücher und Gneisenau bei Hofe nicht beliebt: sie waren zu selbständig, eigenartig und damit leicht unbequem. Als deshalb 1815 abermals ins Feld gezogen werden musste, hätte der König gerne Kleist den Oberbefehl verliehen, doch vor der Wucht der Tatsachen und dem Wunsche des Volkes in Waffen erwies sich dies unausführbar. Mit dem endgültigen Sturze Napoleons haben die beiden preussischen Helden das Ziel ihres Lebens erfüllt.

Gneisenau stand in der Mitte der fünfziger Jahre als er in den Vordergrund der Ereignisse trat, er war mithin wesentlich älter wie Nelson und Wellington. Aber die Jahre drückten ihn wenig, denn in Haltung, Schritt und Benehmen erschien er wie ein Dreissiger. Sein Körperbau war kräftig, die Brust breit, der Kopf enthielt den Ausdruck seiner geistigen Bedeutung: eine offene, heitere Stirn, volles, dunkles Haupthaar, schöne grosse, blaue Augen, die bald lebhaft, bald täußerlich blickten, ein festgeschnittener voller Mund, eine gerade, charaktervolle Nase und ein lebhaftes, schnell wechselndes Mienenspiel. Und im Innern schlummerte eine mächtige Leidenschaft, gewaltige Tatenlust, Gedankenfülle und Schöpferkraft, alles gedämpft und bestimmt durch Bildung, Selbstzucht und eisernen Willen. So atmete sein ganzes Wesen Männlichkeit, Vornehmheit, Zuverlässigkeit und Entschlossenheit, einen Zusammenklang von Charaktergrösse, Geistesvornehmheit und Bildung, Bildung durch Studium, Denken und Selbsterlebnisse. Von ihm sagte Arndt: „Das Edle, Stolze, Hochherzige leuchtete aus allen seinen Bewegungen und Zügen. Man konnte in seinen glücklichen Augenblicken ordentlich wie in Freude und Verehrung vor dieser erhabenen Erscheinung still stehen und sich zurufen: Sieh! hier ist einmal ein ganz wohlgeborener, harmonischer Mensch“. Auch im Unmute und Zorn stand sein Gebaren unter einer höheren, sänftigenden Gewalt.

Demnach erscheint Gneisenau völlig verschieden von seinem gewaltigen, innerlich verwilderten Gegner Napoleon, aber wahlverwandt seinem anderen, deutschen Zeitgenossen: Goethe. Dächten wir ihn uns ohne Uniform und ohne militärisch geschnittenes, sorgfältig gehaltenes

Haar, so könnten wir in ihm einen Gelehrten vermuten. Und das war er auch: ein praktischer Gelehrter, etwas Dichternatur, im Wesensgrunde Idealist. Neidlos, sachlich und selbstbewusst, schwebte sein Geist wie der Adler hoch über dem Kleinen und Gemeinen, war sein Sinn auf das Grosse, Bleibende gerichtet. Ein gutes Gedächtnis kam dem Blicke für das Praktische und Ausführbare zu statten. Feinfühlig, zumal gegen Frauen, blieb er nachsichtig gegen Untergebene, streng gegen sich selber, gegen Gleich- und Höherstehende, und rücksichtslos im Einsetzen aller Kräfte, wenn es galt: den Erfolg. Klar und klug, lauter und treu, ohne Eitelkeit und Phrase, erwies er sich zugleich als guter Menschenkenner, wenngleich nicht immer als guter Menschenbenutzer. Mit offenem Auge für die Wirklichkeit der Dinge begabt, vergass er über dem Grossen nie das Kleine, nicht das Nächste, nicht die Familie. Unermüdlich unterrichtete er seine Frau, gab er ihr kaufmännische und landwirtschaftliche Ratschläge und nüchterne Geldunterweisungen¹⁾. Geschmackvoll und deutlich wie seine Schrift, war sein Stil; und er schrieb nicht blos, sondern sprach, redete auch gut. Freilich diese Richtung seiner Begabung wurde wenig bekannt wegen einer augenscheinlichen Scheu anders als amtlich hervorzutreten; und so hat er, einer der Hauptvertreter moderner Kriegskunst und Kriegswissenschaft, trotz seiner literarischen Fähigkeit nie geschriftstellt; ganz im Gegensatze zu vielen minder berufenen Kameraden. Für die Geschichte ist das zu beklagen.

Gneisenaus geistige, philosophisch-historische Höhe seines Denkens ergeben viele Äusserungen. So sagt er einmal: „Ein Grund hat Frankreich besonders auf diese Stufe von Grösse gehoben: die Revolution hat alle Kräfte geweckt und jeder Kraft einen ihr angemessenen Wirkungskreis gegeben. Dadurch kamen an die Spitzen der Armeen Helden, an die ersten Stellen der Verwaltung Staatsmänner und endlich an die Spitze eines grossen Volkes der grösste Mensch aus seiner Mitte. Welche unendlichen Kräfte schlafen im Schosse einer Nation unentwickelt und unbenutzt! Warum griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sicheren Mittel, dem Genie, wo es sich auch immer findet, eine Laufbahn zu öffnen. Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente; sie braucht frische Tat und Kraft. Frankreich hat die lebendige Kraft im Menschen und die todte der Güter zu einem wuchernden Kapital umgeschaffen und dadurch die ehemaligen Verhältnisse der Staaten zu einander und das darauf beruhende Gleich-

¹⁾ Solche bieten seine gut erhaltenen Briefe in weitestem Umfange.

gewicht aufgehoben. Wollten die übrigen Staaten dieses Gleichgewicht wieder herstellen, dann mussten sie sich dieselben Hilfsmittel eröffnen und sich benutzen. Sie mussten sich die Resultate der Revolution zu eignen“.

Solche Gedanken sind nicht die eines damaligen normalpreussischen Offiziers. Gneisenau besass eben kein Sondervaterland, ganz Deutschland war seine Heimat: ein eigentliches Vaterland musste er sich erst suchen, wohl erblickte er in ihm die Zukunft des Gesamtvolkes, aber den Weg dahin doch so überwuchert, dass er tapfer mit Hand anlegte, um ihn frei zu machen. Als die Regierung eine zeitlang ihren Beruf zu verfehlen schien, sagte er sich von ihr los. Gneisenau war ein patriotischer Weltbürger, der sein Preussentum von höherem Standpunkte auffasste. Er diente seinem Könige als befreiter Geist, dessen Wesen nicht im Berufe und in Strebertum unterging: er diente mit Bewusstsein. Die französische Revolution war an ihm nicht spurlos vorübergegangen mit ihrem Sturze des Abgestorbenen, ihrer Befreiung des Einzelmenschen. Bei aller Fürsten- oder sagen wir richtiger Staats-treue barg er deshalb selber manches vom Revolutionär, freilich vom thronerhaltenden. Er wollte Staat und Krone stärken gegen die emporgewachsenen und anerzogenen Schwächen und Verirrungen. Wie Gneisenau über den altpreussischen Anschauungen stand, so auch über denen der Revolution; er prüfte ihre Gedanken und Erscheinungen, um sie zu benutzen, so weit er sie für richtig und dienlich erachtete, gab sich ihnen und ihren Schlagworten aber keineswegs gefangen. Vor allem entnahm er der Revolution die Empfindung der Nationalkraft, die er als Bürgerkraft bereits in Amerika kennen gelernt hatte, der aufopfernden Vaterlandsliebe. Wo sie nicht angeboren war, musste sie geschaffen werden, und das ging wieder nur mit Errungenschaften der Revolution: mit Befreiung des Einzelnen von den materiell, sozial und geistig hemmenden Fesseln, mit Nutzbarmachung, mit Zusammenfassung des Könnens für die Gesamtheit. Natürlich fesselte sein Auge besonders der gewaltigste Sohn der Revolution, der alles aus sich selbst geworden war, um schliesslich die Revolution und die Nation in sich zu verkörpern, sie in seinem Selbst auf- und untergehen zu lassen. Doch auch bei Napoleon erkannte er scharf die Schwächen und Verbrechen, ohne sich blenden zu lassen. Er durchschaute die Widersprüche in der Revolution und in ihrer Fortsetzung, dem Kaiserreiche, sah, wie die Freiheit zur Knechtung geführt, wie die übertriebene Ausbildung des Franzosentums zur Unterdrückung anderer Völker, anderer Gedankenwelten geworden. Mannhaft warf er sich dem Feinde entgegen und wurde damit zum Vorkämpfer „freier Individualität und

freier Nationalität zugleich“, er verfocht gleichsam die Ideale der Frührevolution gegen die Gebilde der Spätrevolution.

Die Gesamtheit des Dargelegten, seine Ausbildung als Mensch und Krieger befähigten Gneisenau unzweifelhaft ebenso zum Staatsmanne wie zum Generale, wenn Preussen ihn hätte als solchen verwenden wollen. Namentlich wäre ein Mann seiner Art auf dem Wiener Kongresse am Platze gewesen, wohin ja auch England und Bayern seine Feldmarschälle sandte. Gerade dort bedurfte Preussen des tapferen Selbstgefühls, des siegesfreudigen Mutes, der ehernen Festigkeit des Soldaten und der Überzeugung von Preussens deutscher Zukunft. Aber freilich dann hätte Gneisenau keinen Friedrich Wilhelm III. über sich haben dürfen. Wie jetzt die Dinge lagen, stiessen seine Geradheit, seine Verachtung des Scheines und Nebensächlichen, seine bisweilen herbe Art, seine überschäumende Kraft schwache Seelen ab und verletzten fremde Empfindlichkeit. Und wie viele Geister ringsumher waren schwach, wie wenige selbstlos und gross. So fand Gneisenau Neider und Verklatscher, fand er Widerspruch und Hass, sein Verhältnis zu den kommandirenden Generälen war nicht selten recht schlecht, ja die gesamte Haltung des preussischen Heeres zu Verbündeten und Fürsten wurden bisweilen durch Gneisenaus und Blüchers Eigenart erschwert.

Dies zeigte sich besonders 1814 und 1815. Von 1815 ist dies weniger bekannt. Da fand man im Könige der Niederlande einen zwar klugen aber kleinlichen, leicht verletzbaren, verärgerten, parvenühaften Fürsten. Statt nun mit diesen Eigenschaften zu rechnen, statt ihn gefissentlich als König zu behandeln und ängstlich die Form zu wahren, statt dessen liess man ihn fühlen, dass er die Preussen gebrauche, dass sie es seien, denen er den Thron verdanke, dass sie ihn darauf hielten. Jenes war freilich schwer, dies aber unklug, und der diplomatisch weniger bedenkliche Wellington riet deshalb den Preussen wiederholt, doch recht liebenswürdig mit dem Könige zu sein, es koste ja nichts. Weil dies aber nicht oder doch nur ungenügend geschah, so würden die Dinge ohne Wellingtons geschickte Vermittlung zum Bruche getrieben haben. Sehr bezeichnend ist auch Gneisenaus Haltung gegenüber Wellington. Während Blücher überschäumend, sich lebhaft als Freund des Herzogs fühlte, begegnete Gneisenau dem Verwöhnten und Vielumworbenen als gleichwertiger Kriegskamerad mit Hochachtung und Wohlwollen, aber kühl bis an's Herz. Streng wachte er darüber, dass das preussische Heer nicht zu kurz komme, nicht etwa in das Schlepptau englischer Anmassung gerate. Kleine Störungen abgerechnet, ging auch alles gut, so lange es sich um kriegерische Dinge handelte, man in Napoleon den gemeinsamen Feind bekämpfte

Als dieser aber vernichtet war, als sich politische Erwägungen an die Stelle militärischer Massnahmen schoben, da strebten die Geister auseinander und führten zu einem Zerwürfisse. Hierbei erscheint Gneisenau menschlich reiner und höher, als der charakterschwächere Blücher, aber für die Ziele Preussens gestaltete sich das keineswegs günstig. Gneisenau war eben mehr Patriot als Hofmann.

Wesentlich deshalb kam es auch zu keiner Annäherung an den König. Mit augenscheinlicher Absicht liess Gneisenau die offizielle, streberische und kleinliche Ehrfurcht des Hofes ausser Acht. Dies tritt besonders deutlich in der Ausdrucksweise seiner Briefe an den König zu Tage verglichen mit solchen des Generaladjutanten v. d. Kneesebeck. Bei diesem atmet alles Unterwürfigkeit, Gneisenau hingegen verwendete nur die notwendigsten Einleitungs- und Schlussformeln und trat dem Könige nicht selten sachlich und stilistisch mit einem Selbstvertrauen entgegen, das bei dem verschüchterten, empfindlichen Friedrich Wilhelm unmöglich Zuneigung erwecken konnte. Wenn er ihn dennoch bevorzugte, so beruht das auf dem passiven Wesen des Hohenzollern, welches sich von der Kraft schieben liess, und auf dem unbewussten Erhaltungstrieb des Trägers der Krone, der richtig heraustastete, dass jene unbequemen Menschen vor dem Feinde die richtigen Männer seien. Sehr bezeichnend sind des Königs spätere Worte: „Es macht mir grosse Freude, Sie näher kennen gelernt und erkannt zu haben; Sie sind mir früher arg verleumdet worden“. Dies erklärt vieles.

Die geschichtliche Bedeutung Gneisenaus beruht in seiner Eigenschaft als Pfadfinder des kriegerischen Erfolges, und damit der Neubegründung der Grossmachtstellung Preussens. Hierbei aber drängt sich die Tatsache auf, dass er nicht an erster, amtlich nicht einmal an zweiter Stelle stand, denn diese nahmen von Rechts wegen die kommandirenden Generäle ein. Nur tatsächlich, nur durch die Macht seiner Persönlichkeit und die Eigenart Blüchers, ist er geworden, als was die Forschung ihn kennt: der geistige Leiter des Volkes in Waffen. Der Zusammenklang der beiden grundverschiedenen und sich doch wieder einheitlich ergänzenden Naturen hat guten Theils den Gang der Befreiungskriege bestimmt. Schon 1813 schrieb Gneisenau von der schlesischen Armee: „In unserem Hauptquartier herrscht weder Spaltung noch Intrige. Wir sind immer eins über das, was geschehen muss, und führen mit Eifer das Befohlene aus. Das ist die schöne Seite unserer Stellung“. Aber diese war weniger persönlich, als sachlich, sie bewirkte keinen Herzensbund zwischen Blücher und Gneisenau, sondern nur eine Art Vernunft Ehe: beruhend auf Treue, wechselseitiger Zuverlässigkeit, auf dem militärischen Gleichklange der Seelen,

dem gewaltigen, gemeinsamen Ziele, dem festen Siegeswillen. Zur liebenden Freundschaft gehört Jugend, und Gneisenau war ein starker Fünfziger, Blücher ein Siebziger. Gewohnheitsgemäss, der Sache wegen gab jener sein Bestes, und dieser empfing es als selbstverständlich, erachtete den gemeinsamen Beschluss als sein Eigentum, den er ausführte und verantwortlich vertrat. Der beiderseitigen Begabung entsprechend überliess der Feldmarschall seinem Generalstabschef die Pläne zu erdenken, aber in der Schlacht schwang er selber den Säbel. Kein Geringerer als Wellington hat geäussert: „Blücher wusste nichts von Feldzugsplänen, aber er verstand vortrefflich ein Schlachtfeld“. So besass denn Gneisenau die Oberleitung bis zur Schlacht, in derselben aber trat der Fürst stark hervor, oder mit anderen Worten: jener handhabte die strategische, Blücher die taktische Führung des Heeres, ohne dass sich der beiderseitige Anteil genau scheiden liess. Da nun aber der feurige, männlich schöne, die Herzen gewinnende Feldmarschall äusserlich in den Vordergrund trat, wogegen Gneisenau eine Scheu vor der Öffentlichkeit hegte, so ist noch heute Blücher der Mann des Volkes, während umgekehrt die wissenschaftliche Forschung, welche die Akten benutzt, eigentlich blos von Gneisenau wissen will. Beide haben unrecht, auch die Gelehrten, denn überall, und besonders im Kriege geschieht vieles was nicht in den Akten steht, kommen ganz andere Dinge als Berichte und geschriebene Befehle in Betracht. Übrigens ist jenes Treueverhältnis der beiden Freiheitshelden echt und alt germanisch. Schon im deutschen Mittelalter konnten zwei Kaiser zugleich herrschen, meistens Vater und Sohn, selbst langjährige Feinde, wie Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne; auch Luther und Melanchthon, Schiller und Goethe, Kaiser Wilhelm I. und Bismarck hat solch' ein Seelenbund vereinigt.

Von allem anderen abgesehen, bildete die Dienstpflicht den festen Untergrund für Gneisenaus Verhalten. Und war es doch nur Blücher, der ihm dem Dienstjüngeren eine Stellung schuf, in der er tatsächlich kommandirenden Generälen Befehle gab, Männern die sich vollauf die Fähigkeiten zum Oberfeldherrn zuschrieben und sie auch teilweise besassen. Wer weiss, ob Gneisenau an höchster Stelle das geleistet hätte, was ihm jetzt möglich war, ob er 1813 alle die Schwierigkeiten mit Yorck, Sacken und Langeron, 1814 die mit dem Hauptquartiere Schwarzenbergs einer- und die Widerspenstigkeit Yorcks und Bülows andererseits überwunden hätte, ja ob er 1815 in gleich einträchtiger Weise mit Wellington bis zur Entscheidung ausgekommen wäre. Da erschien der joviale, stets zukunftsfrohe, persönlich bezaubernde Blücher weit mehr als gegebener Mann, wie der schlichte,

charakterfestere, strenge Gneisenau. Somit war jener ihm in gewisser Beziehung überlegen; und schliesslich besass doch der greise Feldmarschall die begeisterte Anhänglichkeit des Heeres, welche gerade in den Befreiungskriegen Ausschlag gebend wirkte. Die kurze Zeit, wo Gneisenau 1814 den erkrankten Blücher vertreten musste, gestaltete sich nicht zu einer Ruhmeszeit der Armee; freilich wirkten hier verschiedene Dinge zusammen. In einem Briefe, den Gneisenau 1815 an den General v. Steinmetz schrieb, den Befehlshaber der 1. Brigade, sagt er: „Von meinem Verdienst, um den Ausgang des Krieges, wollen Sie, lieber General, nicht zuviel sagen. Ich habe oft das Glück, gut unterstützt zu sein, und so war es auch durch die, die mir zunächst standen. Übrigens ist es leicht, mit solch einer tapferen Armee Krieg zu führen, und alle Anordnungen des Fürsten liessen sich da leicht ausführen“. Wie schwer Gneisenau dennoch zeitweise unter seiner Stellung litt, beweist sein Brief vom 30. Juni 1815 an Hardenberg. Darin beschwert er sich, dass sein Amt als Chef des Generalstabes wohl dem Staate, nicht aber ihm Früchte getragen habe, Bülow habe sich einen Namen in der Geschichte erworben, während des seinigen nirgends gedacht werde. Auch sonst sei er gegen die kommandirenden Generale zurückgesetzt: sie erhielten den schwarzen Adler-Orden, er nur den roten, dessen er sich schäme. Dennoch klage er nicht und habe 1815 seinen alten Posten angetreten. „Ohne Murren gehe ich dahin ab und fange meine alte Arbeit wieder an, obgleich der in Berlin sich offenbarende Undank meines Feldherrn mein Herz mit Bitterkeit erfüllt hat, und alle Arbeit mir dadurch doppelt schwer wird. Es ist dies eine harte Bestimmung, nie eines eignen Kommandos wert geachtet zu sein, und stets für einen andern arbeiten zu müssen; dabei sich in seinem Lohn verkürzt zu sehen, kaum von den Soldaten gekannt zu sein. Bei aller Heiterkeit meines Gemüths, bei allem mir innewohnenden Pflichtgefühl, bei aller meiner Fähigkeit zur Resignation, muss ich doch eine solche Stellung verwünschen und verfluchen, und ich bin versucht, meine Klagen laut werden zu lassen, damit die Welt wisse, wie es mit mir stehe“. Ein grosser Teil der Herbheit des Gneisenauschen Wesens wird durch diese Worte erklärt: das Gefühl der eigenen Kraft und Bedeutung, ein brennender Ehrgeiz neben der Empfindung abseits stehen zu müssen, nagten an seiner Seele.

Schon die blossе Tatsache, dass die preussische Heeresleitung nicht monarchisch, sondern kollegialisch war, bewirkte schwere Übelstände. Sie führte zu Lücken und Missverständnissen in der Befehlsgabe, und vor allem fehlte ihr der feste Nerv, die persönliche Ader den Offizieren gegenüber, die das Napoleonische und fast mehr noch das Wellingtonsche

Heer auszeichnete. Die Unzuträglichkeiten steigerten sich, weil einige Generäle, zumal Yorck und Bülow, äusserst selbstbewusste Herren und unbequeme Untergebene waren, und die Widerspenstigkeit Nahrung durch den in alles hineinreglementirenden König und eine frondirende Hofpartei fand.

Fragen wir nach den besonderen Leistungen Gneisenaus, so finden wir drei Dinge: die zweckentsprechende Ausbildung des preussischen Kriegswesens, die zeitgemässe Führung der Armee und die Entwicklung des Generalstabes. Überall hier war Gneisenau natürlich nicht allein tätig, aber er stand doch in vorderster Reihe. Von welch' hoher Warte er die Wiederaufrichtung des Heeres ansah, beweisen seine eigenen Worte: „Man klagt über die Entnervung und Entartung der Völker; aber nichts hat mehr dazu beigetragen, als die stehenden Heere, die den kriegerischen Geist der Völker und ihren Gemeinsinn zerstörten. Sie sind eine mehr eingebilddete, als wirkliche Macht. Wenn das stehende Heer vernichtet ist, welche Sicherheit hat dann der Staat? Die stärkste Stütze der Macht des Regenten ist unstreitig das Volk. Durch stehende Heere trennen die Regierungen ihre Interessen von denen des Volkes. — Die Aufgabe ist, eine von anderen Völkern beneidete Konstitution zu haben; dabei die Mittel vorbereitet, um zur entscheidenden Stunde gerüstet dazustehen, andere Staaten zu überleben. Dahin führen Wohlstand, Aufklärung, Sittlichkeit, bürgerliche Freiheit. Ein armes, rohes, unwissendes und sklavisches Volk wird es nie mit einem an Hilfsmitteln und Kenntnissen reichen aufnehmen können.

Um ein ganzes Volk zu Soldaten zu machen, muss ihm mitten im Frieden militärischer Geist eingeflösst werden. Als Mittel zu diesem Zwecke dienen: allgemeine Volksbewaffnung, kriegerischen Geist erweckende Übungen, die Erziehung des Volkes zu Verteidigern ihres Herdes, ihres Eigentums und ihrer Familie, zur Anhänglichkeit an Regierung und Vaterland, Erweckung der Liebe zu den Waffen durch Beibringung der Überzeugung von der Notwendigkeit, durch Gewohnheit und Ehre. Hat ein Volk Wohlstand, Aufklärung, Sittlichkeit, bürgerliche Freiheit, dann wird es sich eher vernichten lassen, als solche aufgeben; es wird des Fürsten Grösse und Existenz als gleichbedeutend mit der des Vaterlandes ansehen“.

Er erhoffe durch die allgemeine Volksbewaffnung eine Vermengung der verschiedenen Stände und der Bewohner verschiedener Provinzen, Ablegung von Vorurteilen, Hebung der unteren Klassen, Erweiterung des Gesichtskreises. Erst dann würden sie aus dem kleinlichen Alltagsleben gehoben und ein militärischer Geist entstände. Gneisenau

wollte eben die gesamte Volkskraft dem Staate und damit dem Throne dienstbar machen, wusste aber sehr wohl, dass dies nur durch Befreiung, soziale sowohl, wie geistige möglich war. Deshalb galt es: sorgfältige Ausbildung des einzelnen Mannes, Hebung des Ehrgefühls und Selbstbewusstseins, möglichste Vermeidung entehrender Strafen und möglichste Entfernung der kastenartigen Schranken: dem Verdienste seine Kronen. Man empfindet in dem Allen den Pulsschlag der amerikanischen Erfahrungen und der Nutzbarmachung der französischen Revolution.

Aber daneben walteten echt preussische Anschauungen: zumal die einer strengen Disziplin und Überwachung der Mannschaften nicht nur während, sondern ebenso ausserhalb der Schlacht. Dann vor allem: Hebung des Offizierskorps durch militärwissenschaftliche Bildung, so dass es nicht nur durch Epaulettes und Dünkel, sondern durch gesteigerte Fähigkeiten zum natürlichen Vorgesetzten würde. Der Offizier soll sich selber beherrschen, soll sich durch Tapferkeit und Pflichttreue, durch Ehrenhaftigkeit, sittliche Haltung, wahre Bildung und gesellschaftliche Formen auszeichnen. Einer soll den andern, das Korps sich gewissermassen als Ganzes zu einem höhern militärischen Menschentum erziehen. Der Offizier muss sich vergegenwärtigen, dass sein Stand nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten, ernste und schwere Pflichten auferlegt, gegen sich, seine Kameraden, die Mannschaften und die Krone. Theoretische Weiterbildung und praktische Betätigung haben sich ununterbrochen zu ergänzen. Gneisenaus Auffassung vom Offiziere war also eine unvergleichlich höhere, als die Napoleons und Wellingtons. Dabei ist freilich zu bedenken, dass auch er sich erst durchringen musste, und nicht alles gleich klar und fertig ihm vor Augen stand.

Immerhin bargen seine Gedanken so viele Neuerungen, waren dem Überlieferten gegenüber so unbequem, dass er vielen, zumal dem altpreussischen Adel und nicht selten auch dem hiemit verwachsenen Offizierskorps als verkappter Jakobiner erschien. Unverstand und ehrliche Beschränktheit arbeiteten ihm entgegen, fest überzeugt, dass er den Staat zu Grunde richte. Doch Gneisenau und seine gleichgesinnten Freunde blieben fest und schmiedeten im erbitterten Kampfe der Meinungen und widerstrebenden Interessen jene Wucht des Volkes in Waffen, die Preussen gerettet hat.

Das Glück hat gewollt, dass Gneisenau selber der Geist wurde, der die jungen Volksheere zum Siege leitete und dadurch eine eigene Art der preussischen Kriegsführung ausbilden konnte. Von seinem grossen Gegner Napoleon entnahm er die Grundsätze, welche auf strategische Punkte und verwickelte Bewegungen geringes Gewicht

legten, um so grösseres aber auf das Heranbringen und Zusammenballen bedeutender, womöglich überlegener Massen für die offene Feldschlacht. Die preussische Kriegsgeschichte kennzeichnet ein starker Unternehmungsgeist, ein entschiedener Drang nach vorne. Diesen ergriff auch Gneisenau, seine Strategie lebte und webte im Angriffe, in unverzagter Unermüdlichkeit. Mochten die Dinge gut oder schlecht gehen, nur drauf, wenn es irgend Erfolg verhies, nur immer dem Feinde an der Klinge bleiben, nur kein Erlahmen, keine Mutlosigkeit. So liess sich gegen die Rastlosigkeit der preussischen Führung wohl eine Schlacht gewinnen, aber kein Feldzug. Der Staat der deutschen Zukunft focht um sein Dasein, da war die höchste Kühnheit und Aufopferung die grösste Klugheit; Preussen musste, Preussen wollte siegen.

Wie sich bei einem Volksheere und bei einem fast bettelarmen Staate von selbst verstand, bildete die Infanterie die Hauptwaffe. In der Artillerie hat man nicht die geschlossene überwältigende Wirkung der napoleonischen starken Batteriefrenten erreicht. Dagegen wurde die Reiterei nicht blos als wichtige Schlachtenwaffe verwendet, sondern auch für den Aufklärungsdienst. Am minderwertigsten ist sie 1815 gewesen. Im Offizierskorps wurde die Selbständigkeit des Denkens und Handelns innerhalb der gegebenen Grenzen erstrebt. Der Offizier sollte nicht blos höheren Befehl abwarten, vielmehr unter eigener Verantwortung handeln, sobald es not tat. Dies erforderte viel Takt, Einsicht und Selbstbeherrschung und ist deshalb auch nicht immer erreicht worden.

Die Friderizianische Lineartaktik schien bei Jena und Auerstedt vollständig Schiffbruch gelitten zu haben, dies um so mehr, als man das höchste von ihr erwartet hatte. Man wagte sich nicht zu fragen, ob es wirklich die veraltete Taktik gewesen oder deren jämmerliche Handhabung, man wollte sich nicht irre machen lassen durch die auffallend grossen Verluste der Franzosen in jenen Schlachten, sondern man wandte sich dem Kolonnenstosse mit Tirailleurwirkung zu, der Napoleon seine beispiellosten Erfolge verdankte. Bei dieser Kampfweise wurde ein gutes Lueinandergreifen der verschiedenen Waffengattungen und bewusste Entschlossenheit der Unterführer erstrebt. Auch sie wurzelte im Angriffe, im rücksichtslosen Einsetzen aller Kräfte. Freilich fand sich die Oberleitung hier vielfach gehemmt, ihr widerstrebte die eigenartige Zusammensetzung des Heeres: die Verschiedenheiten, selbst die Gegensätze von Linie und Landwehr, ferner das veraltete Reglement, die veraltete einseitige Erziehung des Offizierskorps, das in seinen älteren Gliedern, die die höheren Stellen

bekleideten, noch in der Linientaktik aufgewachsen war, schliesslich die geringe Gefechts- und Schiessausbildung der Truppen, und nicht zum wenigsten die Neigung der Preussen zum Kommis- und Parade-dienst, der dem Wesen des Königs noch besonders entsprach. So gelang es nicht, den Geist der alten Kampfweise völlig zu überwinden. Argwöhnisch lauerten französische Spione und Angeber, ertötend lastete der Druck des Siegers, und dabei waren die Kassen leer, Bürger und Bauern ausgeplündert und verarmt, die Soldaten schlecht genährt und vielfach mangelhaft gekleidet und ausgerüstet. Es erforderte einen unerschütterlichen Idealismus und eisernen Glauben an Preussens Zukunft, um unter solchen Umständen nicht zu erlahmen.

Sowohl mit der Gestaltung des Heerwesens, als auch mit der Ausübung des Krieges hing die Entstehung des Generalstabes zusammen, die von weitwirkenden Folgen geworden ist. Friedrich der Grosse war noch selbstherrlich sein eigener Berater und bei Jena wurde der Mangel einer technischen Kriegführungsbehörde zum schweren Verhängnisse. Dies erkannte Gneisenaus klares Auge, und er arbeitete daran es zu ändern. Hierbei ist er vollbewusst verfahren, während obwaltende Umstände ihn unterstützten. Schon 1811 sprach er in einer Denkschrift aus, die er dem Kaiser Alexander über die russische Armee einreichte: es sei zur Entlastung des Befehlshabers von den unendlichen unwichtigen Nebendingen des Dienstbetriebes notwendig, an die Spitze der einzelnen Abteilungen des Generalstabes kundige Männer zu stellen, die eine gewisse Selbständigkeit aber auch die Verantwortlichkeit für ihre Massnahmen hätten. Sie seien einem gemeinsamen Chef zu unterstellen, der für die richtige Tätigkeit des Gesamtbetriebes dem Befehlshaber verantwortlich sei und ihm allein deswegen Vortrag zu halten habe. Die höheren Generalstabsoffiziere dürften nicht mit Arbeiten überlastet werden, welche untergeordnetere Kräfte leisten könnten; sie müssten möglichst stets in der Umgebung des Befehlshabers sein, dessen Absichten kennen, seine Befehle empfangen und ausführen. Andererseits hätten sie sich über Gelände, Verhältnisse und die in Betracht kommenden Personen zu unterrichten, um durch ihre Fachkenntnisse die richtigen Entschliessungen des Befehlshabers zu erleichtern oder gar zu ermöglichen. Diese Anschauungen sind dann wesentlich in der schlesischen Armee eingeführt und haben hier durch den Zufall eine entscheidende Bedeutung erlangt. Blücher war militärtechnisch und überhaupt nur mangelhaft gebildet, er war weniger ein erwägender als ausführender Kopf. Er brauchte deshalb notwendig eine Ergänzung, und diese: der erwägende, vorbereitende Leiter, erlangte von selber eine Bedeutung, wie sie der Inhaber des bisher wesentlich verwaltenden

Amtes eines Generalquartiermeisters nicht entfernt gehabt hatte. Die Stellung haben zwei Männer von ungewöhnlicher Begabung bekleidet: erst Scharnhorst, dann Gneisenau. Und im Generalstabe selber fanden sich die brauchbarsten, bestunterrichteten und tüchtigsten Männer zusammen. So vollzog sich der Wandel erst wesentlich durch die Macht der Umstände und das Wesen der Persönlichkeiten, dann bewirkte das Bedürfnis eine amtliche Erweiterung der Befugnisse. Der Vorstand des Generalstabes entschied selbständig über die weniger wichtigen Fragen, während er über die entscheidenden dem Befehlshaber Vortrag hielt und mit ihm beratschlagte. Er begleitete diesen überallhin und wurde sein erster Ratgeber, oder wie die Dinge lagen, und wie Blücher selber sagte: „sein Kopf“. Neben den strategischen Leiter trat eine wesentlich nur verwaltende Kraft: 1813 Müffling und 1815 erhöht: Grolman. Der Titel eines Generalquartiermeisters verwandelte sich allmählich in den eines Chefs des Generalstabes, wobei jener an dem nunmehr zweiten Offiziere der Behörde haften blieb. Wie alle Veränderungen, so bewirkte auch die Umbildung des Generalstabes allerlei Unzuträglichkeiten. Die kommandirenden Generale sahen sich in ihren Befugnissen durch eine Behörde beeinträchtigt, wo sie den persönlichen Befehl des Heeresleiters gewohnt waren. Sie empfanden das bitter und machten oft kein Hehl daraus. Andererseits bewirkte das Ansehen des Generalstabes, dass sich niedere Offiziere desselben allerlei Dinge, selbst Befehle, im Namen des Fürsten erlaubten, für die dieser einzutreten pflegte. Natürlich erregte das Widerspruch und Misstrauen. Ein Hang zum Kritisiren, zum Nörgeln entstand unter den Offizieren, zumal in Befehlshaberkreisen, der so weit ging, dass Yorck und Bülow eigentlich alles für verkehrt hielten, was das Hauptquartier tat. Sie erachteten sich deshalb auch zum Heile des Ganzen berechtigt, nur so weit zu gehorchen, als sie für richtig befanden. Hierdurch ist viel Unheil entstanden und hauptsächlich die wichtige Schlacht bei Ligny verloren gegangen. Man sieht, die Heerführung war in der preussischen Armee ungemein schwierig. Sie hatte stets drei Seiten zu beachten: 1. den Feind, 2. die verbündeten Heere und Fürsten und 3. die Schwierigkeiten im Inneren.

Einer unserer besten Kenner hat gesagt: „Die Gneisenausche Auffassung der Aufgaben des Generalstabes und seine Art und Weise des Dienstbetriebes sind im wesentlichen bis zum heutigen Tag massgebend geblieben, sie haben zu den grossen Erfolgen der Jahre 1866 und 1870 geführt und dem preussischen Generalstab die hochangesehene Stellung verschafft, deren er sich heute überall erfreut“¹⁾.

¹⁾ Friederich, Gneisenau 118.

In der Kampfesweise ähnelten die Preussen der Befreiungskriege ihrem Feinde, dem sie auch durch Massenaushebung und Taktik nahe standen. Sie bieten stürmische Angriffe, Schwankungen, zeitweises Durcheinander, Rückschläge, Abbröckelungen, Heldentaten neben Feigheit, Unselbständigkeit und Unsicherheit, geniale, gewaltige Leistungen und schwerfällige, falsche oder zu hastige Bewegungen. Anders bei den Engländern, bei ihnen herrschte zähe Ruhe, das festgefügte Schema, der unwandelbare Wille des Feldherrn. Hier fochten eben gut gedrillte und sorgsam genährte Söldner, die im Kriege ein Handwerk sahen, wogegen sich bei den Preussen leidenschaftlich ein zertretenes Volk empor bäumte, im Kampfe um's Dasein. Während Wellington sich nie vergass, nie hinreissen liess von der wilden Poesie der Schlacht, wurde Blücher nur zu leicht von ihr überwältigt: der germanische Reiter, der Husar, die Wallungen des Gemütes kamen zum Durchbruche, er vergass die Rolle des Feldherrn und focht als tapferer Frontoffizier an der Spitze der Seinigen. Gneisenau war weit ruhiger, griff aber auch selbsttätig ein. Diese gefährliche Neigung wurde verschlimmert durch den tatsächlich vorhandenen Doppelbefehl, der in dem Durcheinander und in den schnellen Wechselfällen einer Schlacht leicht Widersprüche und falsche Massnahmen bewirkte.

Wie Blücher und Gneisenau ihr ganzes Ich einsetzten, so schonten sie auch ihre Truppen nicht. Das wahllose „Vorwärts“ kostete furchtbare Opfer. Auf den Märschen wurden gewaltige Zumutungen an Leistungskraft und Entbehrungen gestellt, in der Schlacht wurde alles, auch das letzte eingesetzt. Waren die Patronen verschossen, ging es drauf mit Kolben und Bajouett, der Menschenverbrauch gestaltete sich ungeheuer. Die Hingebung und Kampfeswut des preussischen Volksheres erlaubten diesen Luxus. Anders Wellington: seine Söldner machten Ansprüche, er überanstrengte sie auf Märschen möglichst wenig, und setzte sie nur vollwertig ein, wenn es unbedingt notwendig erschien. Beide Arten entsprachen dem jeweiligen Volkstume, auf beiden Seiten hatte man Erfolg, auf englischer aber sicherer und unter weit geringeren Verlusten.

Überall zeigt Wellington sich als wesentlich taktisch begabt. War die Schlacht zu Ende, so auch seine eigentlich geistige Anspannung. Nach dem Siege wurde er gern wieder der „grosse Zauderer“. Im vollen Gegensatze legte der strategisch veranlagte Gneisenau gerade auf Verfolgung und auf Verwertung des Erfolges das grösste Gewicht; das tat er schon in seiner ersten Schlacht an der Katzbach, wo die Anweisungen über die Verfolgung geradezu mustergiltig waren, und Welterschütterndes erreichte er durch diejenige hinter Belle Alliance,

freilich mehr durch zähen Willen, als durch geschickte Vorbereitung und Anordnung.

In der Strategie war die preussische, in der Taktik die englische Leitung überlegen.

Beweisen wir noch an einigen Sonderfällen die Art Wellingtons und Gneisenaus: zunächst deren verschiedene Denk- und Auffassungsart. Hiefür besitzen wir einen trefflichen Beleg in einem Schreiben Wellingtons an Blücher, welches Gneisenau mit Randbemerkungen versehen hat. Es ist datirt vom 2. Juli 1815 und wurde zuerst in den „Dispatches“ dann von Delbrück in seinem „Gneisenau“ gedruckt.

Wellington: „Es scheint mir, dass mit der Macht, welche Sie und ich gegenwärtig unter unserem Kommando haben, der Angriff auf Paris mit grossen Gefahren verknüpft ist. Ich bin überzeugt, dass er auf dieser Seite nicht mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden kann“.

Gneisenau: „Beide Armeen sind 105 000 Mann stark. Es würde von Seiten der Feldherren wenig Zutrauen in ihre tapferen Armeen zeigen, wenn man damit nicht die etwa 60 000 Mann starken feindlichen Truppen überwältigen wollte“.

Wellington: „Selbst wenn wir reussiren, würden wir harten Verlust erleiden. Wir müssen allerdings einen harten Verlust ertragen, wenn er notwendig ist. Aber in diesem Falle ist er nicht notwendig“.

Gneisenau: „Wenn es irgend rathsam ist, einen Verlust nicht zu scheuen, so ist es hier, wo es auf die Ehre der Waffen ankommt, und auf den Schrecken, den wir der französischen Nation einjagen wollen“.

Wellington: „Bei einem Aufschub von wenigen Tagen werden wir die Armee des Marschalls Fürsten Wrede hier haben und die verbündeten Souveräne mit derselben . . . und der Erfolg wird dann mit einem verhältnismässig unbedeutenden Verlust gewiss sein“.

Gneisenau: „Durch Aufschub von einigen Tagen geben wir dem Feinde Zeit sich zu besinnen, seine Verteidigungsanstalten zu konsolidiren, den Geist der Truppen zu steigern, und wir verlieren dann mehr Blut hinterher, als uns der alsbaldige Angriff kosten würde. Warum erst die ungewisse Ankunft anderer alliirter Truppen abwarten“.

Wellington: „Wenn wir es vorziehen, können wir alle unsere An gelegenheiten jetzt ordnen durch Zustimmung zu dem vorgeschlagenen Waffenstillstand“.

Gneisenau: „Einen Waffenstillstand, der uns Paris nicht übergäbe, muss ich der Ehre der Armee nachteilig halten“.

Wellington: „Es ist richtig, dass wir nicht den eitlen Triumph des Einzuges in Paris an der Spitze unserer siegreichen Truppen haben werden“.

Gneisenau: „Es ist dies kein eitler Triumph, aber wohl eine Pflicht des Feldherren, die Ehre seiner Truppen wahrzunehmen. Solche Gesinnung allein gibt Sieg“.

Wie man sieht, kann es kaum zwei stärkere Gegensätze geben, als den grossen Preussen und den grossen Engländer. Jeder verkörpert gewissermassen das Empfinden seiner Nation. Der Engländer erwägt nur den Nutzen. Ihm ist es Nebensache, ob er Paris gewinnt oder nicht. Der Einzug in Paris erscheint ihm als „eitler Triumph“. Anders der Preusse: ihm gilt der „eitle Triumph“ als Pflicht des Feldherrn, die Ehre seiner Truppen zu wahren. Er will den militärischen, abschliessenden Sieg und zwar sobald derselbe zu haben ist, gleichgültig, ob er Menschen kostet oder nicht. Wellington spricht nie von „Ehre“, Gneisenaus ganzes Denken wurzelt ihm Ehrbegriffe. Jenem gilt die Armee nur als Mittel zum Zweck, gewissermassen als das Kapital, mit dem der Chef der Firma (Staat genannt) sparsam haushält, welches er möglichst ohne Risiko aber mit Gewinn bringenden Zinsen arbeiten lässt. Gneisenau fasst die Armee als ein eigenes Lebewesen mit selbständigen Lebensbedingungen, mit eigenen Wünschen und höheren geistigen Erfordernissen. Demgemäss wirkt bei Wellington stets die politische neben der militärischen Erwägung; Gneisenau sieht zunächst die militärische und dann erst die politische Seite; diese ist ihm gewissermassen das Dach auf dem Unterbau, den der Erfolg des Heeres zu schaffen hat. In seiner Eigenschaft als kriegsgerischer Bundesgenosse wünscht Wellington, dass es den Preussen gut gehe, als Engländer aber widersteht ihm, dass sie Paris bezwingen und dadurch eine unbequeme Machtstellung erlangen.

Wenden wir uns jetzt der beiderseitigen Feldherrnbegabung zu. Wir finden sie besonders deutlich in dem Plane, den jeder im Frühjahr 1815 zu einem Angriffskriege gegen Frankreich entworfen hat. Merkwürdigerweise war die wichtige Arbeit des grossen preussischen Generalstäblers bisher nur im Entwurfe und in französischer Umarbeitung bekannt, bis ich die Originaleingabe an den König zufällig unter den nachgelassenen Papieren des Generals v. Kneesebeck im Kriegsarchiv fand¹⁾. Dieselbe ist so eigenartig und bezeichnend für den

¹⁾ Näheres über die Frage: Gneisenaus Angriffsplan, in meiner Vorgeschichte der Schlacht bei Belle-Alliance 1903 S. 208.

Mann, dass wir sie im Wortlaute mitteilen. Äusserlich ist sie nur ein gewöhnlicher Brief, den der Chef des Generalstabes am 3. April 1815 aus Aachen an Friedrich Wilhelm nach Wien sandte. Sie beginnt:

„In der Besorgnis, dass man in Wien sich verleiten lassen könne, künstliche mit einem Anstrich von Gelehrsamkeit versehene Feldzugs-Entwürfe anzunehmen, eine Besorgnis, die durch vorausgegangene Erfahrungen sich rechtfertigt, wage ich es, Ew. Königlichen Majestät, meine nach ganz einfachen Momenten aufgefasste Ansicht eines Feldzugsplans gegen Napoleon Bonaparte zu Füssen zu legen: 1. Eine Armee in Belgien; 2. eine andere am Mittel-Rhein; 3. eine dritte am Ober-Rhein; 4. hinter der Armee des Mittel-Rheins eine grosse Reserve-Armee; diese die stärkste. — Die Feldherren der drei ersteren Armeen dringen in Frankreich ein und nehmen sämtlich die Richtung auf Paris. Ob einer seiner Nachbarn geschlagen werde, darf keinen dieser Feldherren irre machen, sondern jeder derselben geht auf seinen Zweck los, zur Bewachung der nächsten Festungen Abteilungen zurücklassend. — Die Reserve-Armee ist dazu bestimmt, die Unfälle, die einer oder der andern der vorderen Armeen begegnen könnten, wieder gut zu machen, entweder durch Flankenbewegungen gegen des Feindes Kommunikationen oder durch direkte Hilfeleistung.

Dieser Feldzugsplan ist begründet durch die numerische Überlegenheit der verbündeten Mächte. Schlüge auch Napoleon eines der drei Heere, so dringen, während er verfolgt, die beiden anderen in seinem Rücken vor, und die Reserve-Armee macht dann die Unfälle der geschlagenen Armee wieder gut¹⁾. Wendet sich Napoleon nach einem Siege gegen eine der noch ungeschlagenen Nachbar-Armeen, so hat er einen neuen Kampf zu bestehen, den ihm die zu Hilfe eilende Reserve-Armee sehr erschweren kann, während die geschlagene, jetzt unverfolgte Armee, sich erholt und die Offensive wieder ergreift.

Die zu lösende Aufgabe hierbei ist, dass die drei vorderen Armeen es vermeiden, einander sich zu sehr zu nähern, damit Napoleon immer erst eine Reihe von Märschen zu machen habe, bevor er gegen eine Nachbar-Armee sich wenden kann. Jeder Entwurf zu einem Feldzuge, der die Armee in Italien in die diesseitigen Berechnungen aufnimmt, ist gekünstelt und deswegen unausführbar oder verzögernd, folglich unheilbringend“.

Stellen wir diesen Gedanken diejenigen Wellingtons gegenüber. Sie lauten: „Es muss unsere Aufgabe bleiben, durch Schnelligkeit den Plänen und Massregeln Bonapartes zuvorzukommen. Seine Macht ruht

¹⁾ Man vergleiche hier den Trachenberger Plan von 1813.

nur in der Armee, diese muss geschlagen und dadurch die Gewalt des einen Mannes gebrochen werden. Deshalb sind so schnell wie möglich die zahlreichsten Truppenmassen nach Frankreich zu werfen, die man versammeln kann. Die Operationen müssen so ausgeführt werden, dass sie von den unmittelbar nachfolgenden Streitkräften der Verbündeten unterstützt werden können. Drei Armeen rücken in Frankreich ein: die englische zwischen Sambre und Maas sucht sich in den Besitz von Maubeuge und Avesnes zu setzen, die preussische nimmt die Richtung zwischen Sambre und Maas auf Rocroy und Chimay, die österreichische sammelt sich in der Provinz Luxemburg und überschreitet die Maas. Hiermit wäre das nächste Ziel erreicht, und man hätte in Frankreich eine stärkere Armee versammelt, als der Feind vermutlich entgegenstellen könnte. Die Vereinigung der Verbündeten vermöchte er dann nicht zu hindern“.

Ein Vergleich der beiden Feldzugspläne ergibt die überlegene Klarheit und Kraft auf Gneisenaus Seite. Sein Ziel ist fest und unverrückbar Paris, d. h. der volle Sieg, denn hat man erst Paris so ist der Krieg entschieden. Anders Wellington, er erstrebt nur eine Vereinigung der Verbündeten auf französischem Boden, also bloß die Ansammlung einer überlegenen Armee. Der Preusse wie der Engländer bringen je drei einrückende Heere in Vorschlag, aber jener lässt sie von dort aufbrechen, wo sie sich am schnellsten versammeln können und sie in grösseren Abständen von einander vorrücken. Die Absicht hiebei ist, Napoleon zu einer Teilung oder doch Schwächung seines Hauptheeres durch Beobachtungskorps zu nötigen, oder ihn durch Märsche gegen die einrückenden Feldherrn zu ermüden. Der Gefahr, dass einer derselben vernichtet werde, sucht er durch ein nachkommendes Reserveheer zu begegnen, welches die etwa eingetretenen Unfälle auszugleichen hat. Abweichend Wellington: das Wesen seines Planes ist nicht Kühnheit, sondern Vorsicht. Bei ihm sollen sich die drei Armeen unfern von einander bewegen, so dass das Nebenheer seinem bedrohten Genossen Hilfe bringen kann. Der Gedanke eines ausgleichenden Reserveheeres kommt dadurch mehr in Wegfall und wird auch nur durch die „unmittelbar nachfolgenden Streitkräfte der Verbündeten“ angedeutet. Dieser Plan nötigt nun, das österreichische Heer nach Luxemburg zu verlegen, also zu einem weiten und zeitraubenden Marsche, der gegen dasjenige verstösst, was Wellington als Hauptaufgabe hingestellt hat, gegen die Schnelligkeit, mit der man den Massregeln Napoleons zuvorkommen müsse. Tatsächlich liessen sich Gneisenaus Absichten in kürzerer Zeit als die des Engländers verwirklichen. Furchtlos dringen bei ihm die Heere auf das Herz Frankreichs vor, eines

kann geschlagen werden, vielleicht sogar ein zweites, was tuts, vor Vernichtung schützt die Reservearmee, und inzwischen eilt mindestens der dritte Feldherr weiter und der erste und zweite sammeln ihre Truppen zu neuem Ansturme. Erst in Paris finden die vier verbündeten Heere sich zusammen. Gneisenaus Plan ist von grossartiger Einfachheit und packender Gewalt. Bei halbwegs entschlossener Durchführung verhies er sicheren Erfolg.

Das gleiche Ergebnis zu Gunsten des preussischen Strategen liefern die Verhandlungen auf der Mühle von Brye unmittelbar vor der Schlacht bei Ligny. Da wünschte Wellington, dass das deutsch-britische Heer auf der Strasse von Quatrebras nach Charleroi vordringe und wenn dies geschehen sei, den bei Ligny kämpfenden Preussen durch Unternehmungen in Napoleons Flanke oder Rücken zu Hilfe komme, wogegen Gneisenau dies als zu weitläufig ansah, und deshalb Aufmarsch des verbündeten Heeres hinter dem preussischen Zentrum oder rechten Flügel forderte. Wellington wollte also zwei getrennte Schlachten, deren Ergebnis im Laufe der Handlung auf einander einwirke, während Gneisenau eine grosse Einheitsschlacht vorschwebte, welche von den Preussen begonnen, und mit den Verbündeten entschieden werden sollte. Wie der Brite schon in seinem Angriffsplane von politischen Gründen ausgegangen war, so geschah es auch bei Brye, denn sie bestimmten ihn wesentlich dazu, die Strasse Charleroi, welche geradeswegs nach Brüssel führte, nicht aufzugeben. Hinwider blieb Gneisenau durchaus Strategie mit der Auffassung, dass eine Schlacht aus sich selber die Folgen erzeuge. Besiege man Napoleon, sei es ganz gleichgiltig, ob eine kleinere Abteilung des Feindes inzwischen gegen die belgische Hauptstadt marschirt sei: sie renne nur in ihr Verderben oder müsse schleunigst umkehren und fliehen. Wieder zeigt sich Gneisenau als der gewaltiger arbeitende Geist, als die grossartigere kriegerische Vorstellungskraft. Er kennt nur die wirkliche Entscheidung; vor ihr versinken alle Nebendinge wie Schlacken vom Eisenkerne.

Vergegenwärtigen wir uns zum Schlusse kurz die drei napoleonfeindlichen Helden, so ergeben sich ebenso grosse Übereinstimmungen wie Verschiedenheiten. Jene betreffen zunächst das gemeingiltige der menschlichen Geistesgrösse, diese mehr die Sonderart des Einzelnen. Alle sind ausgezeichnet durch Begabung, Tatkraft und Willen, alle erstreben sie gewaltige Ziele, in denen sie gewissermassen aufgehen, die mit ihrem Selbst unlöslich verwachsen, alle vertreten sie die Wucht

eines Volkstums, das sie verkörpern, das ihnen den Boden ihres Denkens und Handelns schafft. Aber wenn sich so das Was? oft entspricht, so strebt das Wie? um so mehr auseinander. Hier kommt der Mensch in seiner unendlichen Vielseitigkeit zur Geltung, welche zunimmt, je feiner und reicher die Natur ihn ausgestattet hat. Das meiste Glück wurde unfraglich dem genialsten, wurde Nelson zu teil, gefördert durch überlegenes Material und den Minderwert seiner Gegenadmiräle. Am schwersten zu kämpfen hatten Blücher-Gneisenau: sie mussten fast jeden Erfolg unter hemmenden Umständen mit ihrem Herzblute erzwingen.

Und wie in der Geschichte, so stehen die drei auch da im Ruhme der Nachwelt. Gneisenau ist eigentlich nur den Gelehrten und Militärs, höchstens noch den Gebildeten bekannt; den volkstümlichen Ruhmeskranz wandte der alte Blücher um seine trotzige, jugendfreudige Stirn. Im Volksempfinden tritt Gneisenau sogar zurück gegen den eisenköpfigen York und den selbständigen, doch auch selbstsüchtigen Bülow, den Erretter Berlins. Wie so vieles in Deutschland ist auch diese Sache etwas unklar geblieben. Um so schärfer finden sich die Linien in England gezogen. Wellington war und blieb der Lord, der vornehme Herr, der unnahbare Gebieter gehorsamer, sieggewohnter Söldnerregimenter. Jede Vertraulichkeit ist bei ihm unstatthaft, geradezu anstößig, überall begegnet man ihm mit Achtung, vielleicht gar mit Verehrung, aber Liebe bleibt ihm fern, er erweckt sie nicht und wünscht sie nicht. Übereifrige Landsleute haben nicht angestanden, ihn an Begabung Napoleon gleich zu stellen, obwohl er nur ein Talent und bedeutender Mann, Napoleon aber ein Genie und grosser Mensch war. Anders wieder Nelson: ihm wurde die Liebe eines Volkes zu teil. Er war ein Sohn aus dem Volke und er verleugnete es nie, er führte nicht Festlandsöldner, sondern Schiffe auf wogender Flut, verkörperte also schon hierin das Wesen des Briten, er bewies menschliche Schwächen, aber er besiegte nicht nur den Feind, sondern vernichtete ihn und hatte das Glück in jener Schlacht zu fallen, welche seinem Vaterlande die Seeherrschaft, ein Weltreich gesichert hat. So tüchtige Admiräle vor und neben ihm tätig gewesen sind: ein Hawke, Rodney, Howe, Hood, Keith, St. Vincent, Cornwallis, sie alle sanken der Nachwelt zu blossen Namen hinab und überschwenglich reichte sie den Lorbeer dem einen, dem einzigen — Nelson. Er wurde seiner Nation die Verkörperung in Tapferkeit und kühnem Vollbringen, von Vaterlandsliebe, Hingebung und Erfolg.

Gneisenau steht, wie im Leben, so im Tode als echter Deutscher bescheiden zurück, und doch darf das deutsche, vor allem das

preussische Volk und das preussische Heer stolz darauf sein, dass unter den Dutzenden von Feldherren, die sich Napoleon entgegen stellten, dass auf dem ganzen europäischen Festlande, welches mit Frankreich rang, nur eine einzige Gestalt, oder doch eine Doppelgestalt alles andere überragt und sie deutsch und preussisch war, dass sie ein Bestandteil bildet jenes weltgeschichtlichen Dreigestirns: ein Vorbild für alle Zeiten.